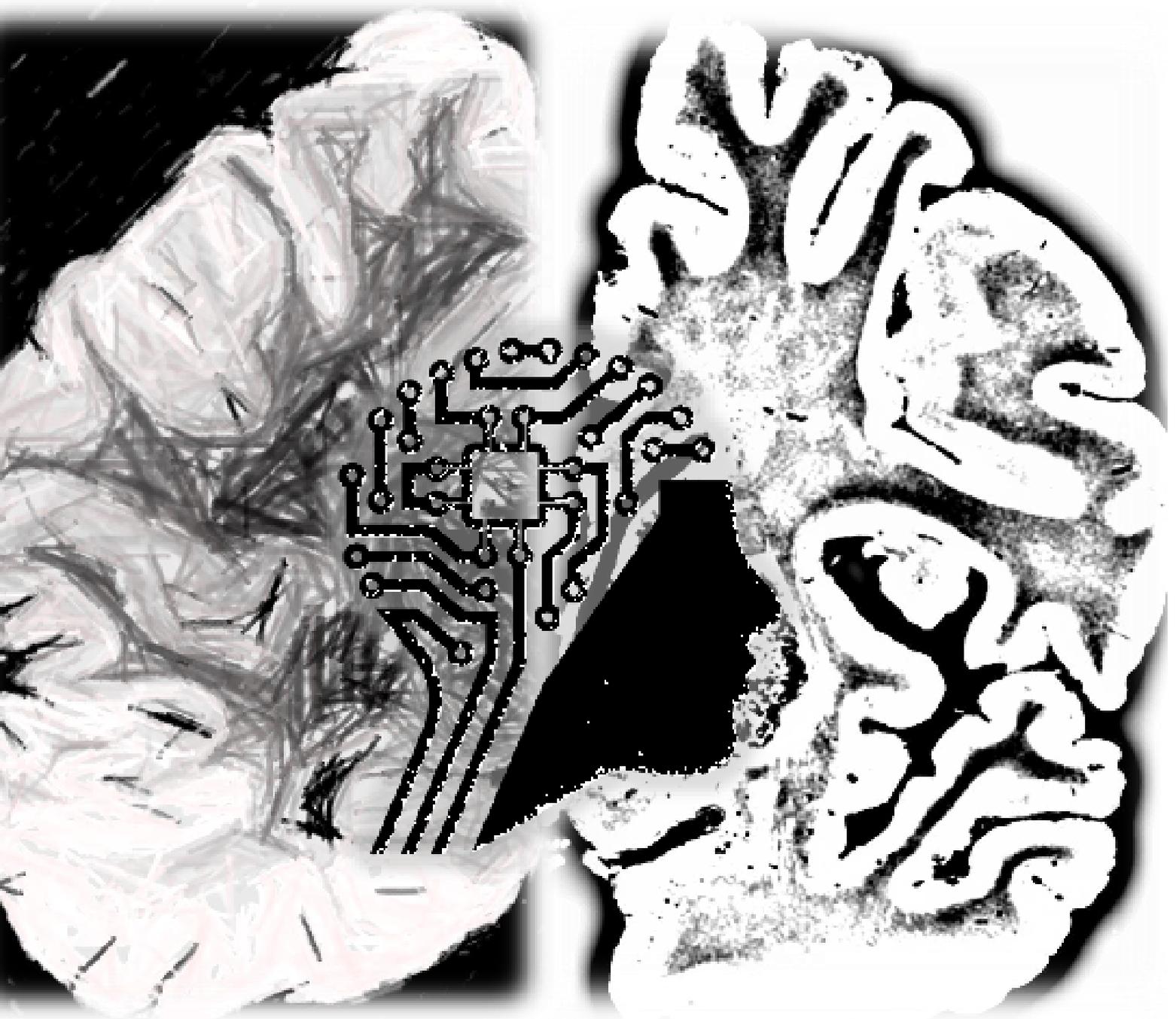


ÖSTERREICHISCHES STUDIENFÖRDERUNGSWERK

PRO SCIENTIA

Gedächtnis



READER

Sommerakademie 2019

Cover

Diese beiden mittels Magnetresonanztomographie erstellten Bilder eines ex-vivo Gehirnschnittes wurden mit dem Siemens Magnetom Skyra "Connectome" MR Scanner 2013 erstellt. Dieser MR Scanner war damals der erste Scanner weltweit mit extrem starken Gradientenfeldern und ermöglichte es das Gehirn und seine Vernetzung mit einer extrem hohen Auflösung wie nie zuvor, darzustellen. Die dazu benötigte Hardware wurde unter anderem von Bernhard Gruber in Boston 2013 gebaut. Eine 60-Kanal receive-only ex-vivo Gehirnschnittspule für 3T, oder auch liebevoll "Panini-Press" genannt. Die beiden Gehirnschnittbilder mit einer isotropischen Auflösung von 0.2mm wurden auf der jährlichen Konferenz der International Society of Magnetic Resonance in Medicine (ISMRM) veröffentlicht.

Bernhard Gruber, Linz

Impressum

Österreichisches Studienförderungswerk PRO SCIENTIA

MMag. Lisa Simmel BA, Geschäftsführerin

Otto Mauer Zentrum, Währinger Str. 2-4; 1090 Wien, e-mail: office@proscientia.at

Die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge liegt bei der Verfasserin/dem Verfasser.

Cover: Bernhard Gruber, Linz

Druck: Facultas, Wien

ÖSTERREICHISCHES STUDIENFÖRDERUNGSWERK
PRO SCIENTIA

READER

Sommerakademie 2019

Ritten, Südtirol

Gedächtnis

www.proscientia.at

**PRO SCIENTIA dankt
allen Privatspendern und Spenderinnen,
Mitgliedern sowie den
Sponsoren und Förderern,
die unsere laufende Bildungsarbeit und
die Sommerakademie ermöglichen!**



Verein
Freunde der
KHG Wien



umdachgroup



Inhaltsverzeichnis

Theresia Angerer, Wien Die UNESCO Welterbekonvention im Kampf gegen den illegalen internationalen Handel von gefährdeten Tier- und Pflanzenarten	Seite 8
Kira Lappé, Wien Das Gedächtnis des Wiener Untergrundes	Seite 13
Daniel Pachner, Graz Der Begriff des Körpers bei Henri Bergson in Materie und Gedächtnis	Seite 18
Julia Eitzinger, Innsbruck Das trauernde Gedächtnis. Über den Umgang mit Trauer aus einer religionspädagogischen Perspektive	Seite 26
Christian Figl, Wien Gedichte	Seite 25, 29, 51, 63
Penelope Lipnig, Graz Die Oper als Gedächtnisort am Beispiel von „La Clemenza di Tito“ Erinnern durch Antikenrezeption	Seite 30
Natalie Sandner, Wien Kollektives Gedächtnis und nationale Identität. Die Rezeption Paisij Hilendarskis in ihrer Bedeutung für das bulgarische Selbstbewusstsein im 19. Jahrhundert	Seite 36
Harald J. Jauk, Wien Der Begriff der Nation: Definitionsversuche und verwandte Konzepte	Seite 40
Egor Lykov, Wien Die Verbrechen der habsburgischen Armee im Ersten Weltkrieg zwischen Erinnern und Vergessen	Seite 47
Lucija Mihotic, Wien Das kulturelle Gedächtnis—Cultural memory	Seite 52
Christian Mattersberger, Graz Das Immungedächtnis	Seite 59

Theresia Angerer, Wien

Die UNESCO Welterbekonvention im Kampf gegen den illegalen internationalen Handel von gefährdeten Tier- und Pflanzenarten

EINLEITUNG

Die World Heritage Convention (WHC) ist als erstes Übereinkommen, welches einen holistischen Zugang zu Natur und Kultur wählte, von der Idee geprägt, dass Orte von außergewöhnlichem universellem Wert („outstanding universal value“) als ein Teil des Gedächtnisses, des Erbes der Menschheit („heritage of mankind“) geschützt werden müssen.

Der Schutz des Naturerbes war bis 1972 klar der Sphäre des Völkerrechts zugeteilt. Aus diesem Grund existierten nur sehr limitiert Verbindlichkeiten und Pflichten auf der nationalen Ebene. Als Reaktion auf den steigenden Wasserspiegel eines Stausees im südlichen Ägypten Anfang der 1960er Jahre, welcher die Tempel von Abu Simbel zunehmend beschädigte und im Zusammenhang mit den starken Überflutungen von Florenz und Venedig 1966, war die internationale Gemeinschaft entschlossen, künftige Zerstörung von Kulturerbe durch koordinierte globale Zusammenarbeit zu verhindern. UNESCO skizzierte 1971 im Hinblick auf die 1972 stattfindende Weltumweltkonferenz in Stockholm einen Vertragsentwurf zum Schutz von Monumenten, Gebäudegruppen und Stätten von universellem Wert.

Zur selben Zeit bereitete die International Union for Conservation of Nature (IUCN) einen Vertragsentwurf zur Erhaltung des Naturerbes vor. Dieser Entwurf wurde nach der internationalen Präsentation im Zuge der Weltumweltkonferenz mit dem Vertragsentwurf der UNESCO zur Erhaltung des Kulturerbes kombiniert. Der vereinigte Vertrag – nun bekannt als Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt, kurz Welterbekonvention oder WHC – wurde 1972 von der UNESCO Generalkonferenz verabschiedet und trat 1975 nach der erforderlichen Ratifikation durch 20 Vertragsparteien in Kraft. Bis dato haben 193 Staaten die WHC ratifiziert.

Trotz teils durchaus innovativer Ansätze der WHC ist sie ein Kind ihrer Zeit. In den 1970er Jahren war Respekt vor staatlicher Souveränität und privaten Eigentumsrechten in der Sphäre des Völkerrechts unumstritten. Diese Prinzipien sind insbesondere augenscheinlich, wenn man

bedenkt, dass sowohl die Aufnahme in die Liste als auch das Gewähren von internationaler Unterstützung eines Antrags und der ausdrücklichen Zustimmung des betroffenen Mitgliedsstaates bedarf.

Es ist keine Anwendung außerhalb nationaler Jurisdiktion möglich und es besteht – wie im Völkerrecht an so vielen Stellen schmerzlich vermisst – keine Möglichkeit, die WHC tatsächlich durchzusetzen. Die einzige Sanktion, welche sich direkt aus dem Übereinkommen ergibt, ist die Löschung von beiden Listen (siehe unten) bei Negierung der bindenden Regelungen.

Daten und Fakten

Heute umfasst die WHC 1092 Welterbestätten, davon 209 Naturerbestätten und 28 von gemischter Natur. Von den 209 Naturerbestätten befinden sich 16 auf der Roten Liste, zwölf davon sind in afrikanischen Ländern angesiedelt.

Im Jahr 2017 wurde mit der Aufnahme der „Alten Buchenwälder und Buchenurwälder der Karpaten und anderer Regionen Europas“ Österreichs erste Naturerbestätte begründet.

FORMELLES UND VERFAHREN

Plant ein Staat, ein Gebiet zur Aufnahme auf die Welterbeliste vorzuschlagen, so müssen drei Punkte beachtet werden: der potenzielle außergewöhnliche universelle Wert, die Integrität und ein intaktes Managementsystem.

Formal gesehen bedarf es zur Aufnahme auf die Welterbeliste gem Artikel 11(2) WHC der Einreichung einer Bestandsaufnahme von potenziellen Welterbestätten durch denjenigen Mitgliedsstaat auf dessen Territorium sich das Gebiet befindet.

Mitgliedsstaaten sind verpflichtet, in regelmäßigen Abständen zu kontrollieren, ob es Stätten von außergewöhnlichem universellem Wert innerhalb ihres Hoheitsgebietes gibt, die einer Aufnahme bedürfen. Additiv erarbeitet die IUCN eine eigenständige Liste, welche das Wissen über bislang unentdeckte Welterbestätten sukzessive erweitern soll.

Die Rote Liste

Neben der Welterbeliste gibt es die Liste des gefährdeten Welterbes, die sogenannte „Rote Liste“. Wenn eine Welterbestätte mit schwerwiegenden Gefahren konfrontiert ist, größere Eingriffe notwendig sind und der betroffene Staat um internationale Unterstützung gebeten hat, so kann das Komitee jederzeit mit einer Mehrheit von zwei Dritteln beschließen, die Stätte auf die Rote Liste zu setzen.

AKTEURE

Die wichtigsten Akteure der WHC sind die Vertragsstaaten, welche sich um die nationale Umsetzung und Durchsetzung kümmern. Die Generalversammlung legt den Prozentsatz der Mitgliedsbeiträge für den Welterbefonds fest und wählt die Mitglieder des Welterbekomitees. Das Komitee besteht aus 21 Mitgliedern, ihm obliegt gemäß Artikel 21 die Identifikation von Welterbe, die Überprüfung des Erhaltungszustandes der einzelnen Stätten, die Verwaltung der Welterbeliste und die Unterstützung der Vertragsparteien bei der nationalen Umsetzung. Weiters ist das Sekretariat, auch bekannt als Welterbezentrum, eingerichtet, welches gemäß Artikel 14 mit administrativen Aufgaben betraut ist, Assistenztätigkeiten durchführt und mit den Beratungsorganen zusammenarbeitet. Die Beratungsorgane sind das International Centre for the Study of the Preservation and Restoration of Cultural Property in Bezug auf das Kulturerbe, sowie das International Council on Monuments and Sites (ICOMOS) und die IUCN im Bereich des Naturerbes. Die Beratungsorgane unterstützen einerseits bei der Implementation (Art. 13 WHC) und übernehmen Teile des Monitorings (Art. 14 WHC).

INHALTE

Rechte und Pflichten

Gemäß Artikel 4 haben alle Staaten die Identifikation, den Schutz, die Erhaltung, die Präsentation und die Weitergabe von Kultur- und Naturerbe auf ihrem Territorium an die nächsten Generationen zu sichern. Ob dieses Erbe bereits auf der Liste zu finden ist, spielt keine Rolle – auch noch nicht durch das Abkommen erfasste Stätten fallen in den Schutzbereich.

Auch Handlungen, welche direkt oder indirekt das Welterbe anderer Staaten gefährden können, sind zu unterlassen. So bat das Welterbekomitee den Sudan im Jahr 2005 um Kooperation, um die grenzüberschreitende Wilderei betreffend die Demokratische Republik Kongo bestmöglich zu

unterbinden.

Nationale Umsetzung

Die aus zwei Teilen bestehende Implementation auf nationaler Ebene stellt in vielen Fällen eine der größten Schwierigkeiten dar, die sich aus der WHC ergeben. Regionale periodische Berichterstattung wird ergänzt durch reaktive Überwachung in Sonderfällen, wenn eine Vertragspartei etwa Arbeiten durchführen oder bewilligen möchte, welche die Stätten beeinträchtigen könnten. In diesem Fall muss das Komitee benachrichtigt werden, welches dann einen Untersuchungs- und Konsultationsprozess startet.

Der Grad der tatsächlichen Umsetzung auf nationaler Ebene der einzelnen Länder divergieren sehr stark. Teilweise lässt sich dies auf die Möglichkeit der ‚upward derogation‘ zurückführen, welche die WHC in Artikel 5 einräumt. Nationale Standards dürfen folglich die Anforderungen des Vertrages selbst übersteigen.

GESCHÜTZTE TIERARTEN, ILLEGALER HANDEL

Allgemeines

Naturerbestätten sind oftmals die letzte Bastion für viele seltene, gefährdete Pflanzen- und Tierarten, die auf intensiven Schutz angewiesen sind. Ihre Präsenz zieht verstärkt transnationale organisierte Gruppe an, die etwa illegalen Holzeinschlag oder Wilderei betreiben. Die so erlangten Produkte werden dann im industriell strukturierten Schmuggel verwertet. Die Folge dieser illegalen Eingriffe manifestiert sich als systematische Herabwertung des außergewöhnlichen universellen Wertes der Naturerbestätten und führt im Ernstfall zu einer Aufnahme dieser auf die Rote Liste, bei vollkommener Zerstörung des Naturerbes sogar zur Löschung von der Welterbeliste.

Die WHC kann den Artenschutz auf verschiedene Arten unterstützen und somit einen Beitrag zum Kampf gegen den illegalen Handel mit Tieren und Pflanzen leisten – durch Assistenz im finanziellen und technischen Bereich, mittels Awareness-Kampagnen und in der Zusammenarbeit mit staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren sowie mit Interessensvertretern von relevanten Wirtschaftssektoren. Insbesondere aufgrund der hohen Anzahl an Vertragsparteien erwächst aus der WHC die Chance, Kooperation von sowohl Staaten mit wichtigem Wildtierbestand als auch finanziell starken Staaten und Staaten mit großen Territorialgebiet zu erlangen.

Tier- und Pflanzenarten mit außergewöhnlichem universellem Wert

Der Zugang der WHC zum Schutz gefährdeter Tierspezies ist der Schutz des Habitats, um somit das Überleben der Tiere zu sichern. Allerdings darf die Konvention aufgrund ihres spezifischen Fokus nicht ohne Vorbehalte als allgemeines Instrument der Protektion interpretiert werden, so umfasst der Anwendungsbereich schließlich nur Stätten von außergewöhnlichem universellem Wert.

Bereits der Auswahlprozess für die Aufnahme auf die Welterbeliste repräsentiert die Relevanz von Tier- und Pflanzenarten. Wie oben erwähnt, legitimiert Kriterium (x) die Aufnahme einer Naturerbestätte lediglich aufgrund der Präsenz einer gefährdeten Spezies, selbst wenn sich auf dem Gebiet sonst nichts Außergewöhnliches befindet. Dies bedeutet, dass nicht nur besondere Habitate, sondern indirekt auch einzelne Tierspezies Weltnaturerbe sein können.

Dieses System wirft in der Theorie ein Problem auf, schließlich schützt die WHC nur Stätten von außergewöhnlichem universellem Wert – somit müsste man annehmen, dass manche Spezies wichtiger für Wissenschaft und Erhaltung sind als andere. Tatsächlich lässt sich aus der Praxis des Welterbekomitees allerdings keine Wertung zwischen den einzelnen Gattungen herauslesen.

Naturerbe versus Kulturerbe

Das Verhältnis von Kultur- und Naturerbestätten auf der Welterbeliste beläuft sich in etwa auf 4:1. Wie bereits oben erwähnt, befinden sich 16 der 209 Naturerbestätten auf der Roten Liste – bei den Kulturerbestätten sind es lediglich 38.

Die Proportion der Stätten, welche sich auf der Roten Liste befinden, ist bei den Naturerbestätten drastisch höher ist – der Anteil liegt hier bei 7,7%, während es sich bei den Kulturerbestätten 4,5% sind.

Naturerbe in Gefahr

Von den 209 Naturerbestätten wurden 147 aufgrund des Kriteriums (x) ausgewählt. Unter diesen 147 Stätten sind 14 der 16 rotgelisteten Naturerbestätten. In allen 14 Stätten findet Wilderei, illegaler Holzeinschlag und/oder illegale Fischerei statt.

Stätten welche gefährdete Tier- und Pflanzenarten beherbergen, sind vermehrt auf der Roten Liste anzutreffen. Auch sind lediglich 41% dieser Gebiete nicht von illegalen Aktivitäten bedroht, während man mit Wilderei in 29% der Stätten zu kämpfen hat – von den 14 Stätten auf der Roten Liste sind gar 13 direkt von Wilderei bedroht. Illegaler Holzeinschlag (18%) und illegale Fische-

rei (12%) sind ebenfalls stark präsent und stellen ein nachhaltiges Hindernis für die effektive Erhaltung dar.

Positive Entwicklungen

Nichtsdestotrotz gibt es im Bereich der Naturerbestätten positive Entwicklungen, so konnten etwa im Jahr 2017 bei 14 Stätten verbesserte Zukunftsprognosen gestellt werden. Der Nationalpark Comoé in der Elfenbeinküste war 2003 auf die Rote Liste gesetzt worden, da man in einer innenpolitisch instabilen Situation mit illegalem Goldabbau, Wilderei und Ergreifen von Wildtieren konfrontiert war. Nachdem sich die politische Lage 2012 beruhigt hatte, konnten Schutzsysteme wieder in Kraft gesetzt werden und die vorhandenen Tierspezies begannen sich zu erholen. Ein wichtiges Element des neuen Managementplans ist die Einbindung von Gemeinschaften, die sich an dem Monitoring beteiligen. 2017 wurde das Gebiet von der Roten Liste gelöscht – die Gefahren bestehen jedoch fort. Gezielte Gegenmaßnahmen in den kommenden Jahren sind relevant, um den natürlichen Lebensraum der gefährdeten Tierarten zu schützen.

Eine weitere Erfolgsgeschichte stammt aus dem Chitwan-Nationalpark in Nepal. Hier konnte man die natürlichen Ressourcen (Nashorn-, Tiger- und Elefantenpopulationen) innerhalb des Parks wieder regenerieren, indem man eine Pufferzone einrichtete und mit der nepalesischen Armee kooperierte, welche nun für Sicherheit sorgt – Wilderei gibt es dort beinahe nicht mehr. Aus diesem Beispiel ist ersichtlich, dass die WHC Wilderern und dem illegalen Schmuggel von Tier- und Pflanzenarten mittels verstärkter Sicherheitsvorkehrungen Einhalt gebieten kann.

VERGLEICH UND ZUSAMMENHANG

Um den Problemen aktiv entgegenzutreten und effektiv zu handeln, ist es essentiell, die WHC als Teil des Gefüges internationaler Umweltschutzabkommen zu interpretieren. Die Aufforderung, mit internationalen und nationalen, staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen zusammenzuarbeiten, welche ein ähnliches Ziel verfolgen wie die WHC, findet sich im Vertrag selbst in Artikel 13(7) sowie in den Operational Guidelines. Dies ist insbesondere notwendig, da sich die Anzahl der Umweltkonventionen seit den 1970er-Jahren stark erhöht hat.

Schätzungen zufolge sind etwa 45% der Naturerbestätten von illegalen Aktivitäten im Zusammenhang mit Wildtieren oder Pflanzen betroffen, die unter dem CITES -Regime geschützt sind.

Eine effiziente und koordinierte Reaktion auf

illegalen Handel in Fauna und Flora bedarf einer Bündelung der Mechanismen der beiden Konventionen. Die WHC und CITES sind in diesem Bereich aufgerufen, ihre Kompetenzen ergänzend zu strukturieren, um einen lückenlosen Schutz entlang der gesamten „wildlife trafficking value chain“ zu gewährleisten. Während die WHC sich insbesondere auf den Schutz der Naturerbestätten konzentriert und deshalb auf das Monitoring der illegalen Aktivitäten innerhalb der Stätten beziehungsweise im direkt angrenzenden Gebiet fokussiert ist, arbeitet CITES vorwiegend mit den Herkunfts-, Transit- und Verbraucherländern auf dem breiteren nationalen Level zusammen.

MIKE – ein Beispiel aus der Praxis

Schon im Jahr 1986 kontaktierte das Welterbekomitee das CITES Sekretariat, um Kooperationsmöglichkeiten im Kampf gegen den illegalen Elfenbeinhandel auszuloten. Heute arbeiten CITES und die WHC etwa im Zuge von MIKE (The CITES Monitoring the Illegal Killing of Elephants Programme) auf 13 Naturerbestätten in Afrika zusammen, auf welchen sich etwa 30-40% des internationalen Elefantenbestandes befinden. MIKE ist ein standortbezogenes Monitoring-Programm, das das illegale Töten von Elefanten aufzeichnet und Zunahmen von Wilderei-Fällen vermerkt, damit akute Maßnahmen gesetzt werden und organisierte Schmuggelgruppen gestoppt werden können.

AUSBLICK UND CONCLUSIO

Die IUCN vertritt die Meinung, es handle sich bei den bereits registrierten Naturerbestätten und den Stätten von gemischter Natur um etwa 60% der tatsächlich vorhandenen Gebiete. Aus diesem Grund sei nun ein Fokuswechsel angebracht. War man bis dato bemüht, die Naturerbestätten zu identifizieren, so muss der Schwerpunkt in Zukunft auf richtiger Erhaltung und nachhaltigem Management liegen. Die WHC muss sich also mit der Frage konfrontieren, welchen Teil sie zum Erhalt der schützenswerten Gebiete beitragen kann.

Das vielleicht größte Potenzial offenbart sich indirekt im Zusammenhang mit dem Aldabra-Atoll auf den Seychellen. Hier arbeitet man mit öffentlichkeitswirksamen Informationskampagnen und Wettbewerben, die es Kindern aus weniger begünstigten Familien ermöglichen, das Atoll zu besuchen. Durch diese Aktionen entwickelte sich zunehmend ein Gefühl von Stolz innerhalb der Bevölkerung.

Stolz ist schlussendlich das entscheidende Kriterium, welches die WHC von den anderen Umweltübereinkommen abgrenzt. Durch die Dekla-

ration als Naturerbe gibt man dem einzelnen Gebiet eine Bedeutung, man räumt ihm Wichtigkeit ein. Diese Importanz kann durch strategisch kluges Handeln eingesetzt werden, um die Bevölkerung zu animieren, selbständig Schutzmechanismen zu fordern und fördern.

Aus diesem Grund liegt wohl die Zukunft der erfolgreichen Erhaltung des Welterbes in einer umfassenden Einbindung der lokalen Gemeinschaften, sodass diese sich den Stätten verbunden fühlen und ihre Interessen sich von schnellem Geld durch Wilderei hin zu nachhaltiger Nutzung und Einleitung schützender Maßnahmen verlagern. Natürlich bedeutet all dies nicht, dass illegale Aktivitäten von selbst verschwinden und die Menschen rund um Naturerbestätten von einem Tag auf den anderen jegliche nachteilige Handlung unterlassen werden. Vielmehr könnte das Ziel darin liegen, Bewusstsein und Achtsamkeit zu fördern, um somit Dynamiken innerhalb der Gemeinschaften auszulösen, die derlei Handlungen als unsittlich verurteilen. Das Recht allein mag in einer Situation, in der Zuwiderhandeln schnellen Nutzen sowie langfristige Nachteile bringt und die Regelbefolgung erst zeitlich versetzt Früchte trägt, nicht genügen.

Der ehemalige UNO-Generalsekretär Kofi Annan meinte im Jahr 2012 in einem Interview mit dem Guardian: „But what governments and people don't realise is that sometimes the collective interest – the international interest – is also the national interest.“

Der Schutz des Welterbes, die nachhaltige Nutzung, die damit verbundene Arbeitsplatzschaffung und Förderung des Tourismus – all dies sind nationale und internationale Anliegen zugleich. Und genau dieses Faktum muss man der Menschheit verständlich machen.

Theresia Angerer

GEB. 1996, STUDIERT RECHTSWISSENSCHAFTEN AN DER UNIVERSITÄT WIEN. IHRE FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE LIEGEN AN DER SCHNITTSTELLE VON RECHTSGESCHICHTE, VÖLKERRECHT UND RECHTSPHILOSOPHIE. IM MOMENT ARBEITET SIE ALS STUDIENASSISTENTIN AM INSTITUT FÜR RECHTS- UND VERFASSUNGSGESCHICHTE. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2017.

Literatur

Allan, James R., Cyril Kormos et al, „Gaps and opportunities for the World Heritage Convention to contribute to global wilderness

- Conservation' 32/1 Conservation Biology
- Amelan, Roni, 'Oman's Arabian Oryx Sanctuary: First Site Ever to Be Deleted from UNESCO's World Heritage List', UNESCO World Heritage Centre (28 June 2007) <<https://whc.unesco.org/en/news/362/>>
- Bertzky, Bastian et al, 'World Heritage and species, Safe havens for Wildlife?' (2014) 73 World Heritage
- Bowman, Michael et al, *Lyster's International Wildlife Law* (Cambridge University Press, 2010)
- Brown Weiss, Edith, 'International Environmental Law: Contemporary Issues and the Emergence of a New World Order' (1993), 81(675) *The Georgetown Law Journal*.
- Challender, Dan, 'Illegal wildlife trade and World Heritage' (2018) 87 World Heritage 54
- Deutschland, Bundesministerium für Bildung und Forschung, 'UNESCO – Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur' (Website) <<https://www.internationales-buero.de/en/unesco.php>>
- Environmental Law Australia, 'Tasmanian Dam Case', (Artikel) <<http://envlaw.com.au/tasmanian-dam-case/>>
- Francioni, Francesco (ed), *The 1972 World Heritage Convention: A Commentary* (Oxford University Press, 2008)
- Fuchs, Christine, Environment, Role of Non-Governmental Organizations (Max Planck Encyclopaedia of Public International Law, 2009)
- Gillespie, Alexander, *Biodiversity and International Law* (Edward Elgar Publishing, 2011)
- IUCN A Review of the Impact of IUCN Resolutions on International Conservation Efforts (Bericht, 1981)
- IUCN, IUCN World Heritage Outlook 2: a conservation assessment of all natural World Heritage sites (Bericht, 2017)
- Jóhannsdóttir, Aðalheiður, Ian Cresswell et al, 'The Current Framework for International Governance of Biodiversity: Is It Doing More Harm Than Good?' (2010) 19 (2) RECIEL
- Marton-Lefèvre, Julia, Tim Badman et al, 'World Heritage and our protected planet' 73 World Heritage 17
- Muffet, Carroll, 'International Protection of Wildlife' in Fred L. Morrison, Rudiger Wolfram, (Hsg.), *International, regional and national environmental law* (Springer, 2000)
- Odendahl, Kerstin, 'World Natural Heritage' (Max Planck Encyclopaedia of Public International Law, 2015)
- Scanlon, John E., 'CITES and World Heritage Convention: Joining forces against wildlife trafficking' (2018) 87 World Heritage 24
- Scanlon, John E., Julian Blanc, 'SMART Approach to tackling crisis in World Heritage sites', 73 World Heritage 73
- Strydom, Hennie, 'Transnational Organised Crime and the Illegal Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora' in Pierre Hauck, Sven Peterke, *International Law and Transnational Organised Crime* (Oxford University Press, 2016)
- The International Environmental Law Project of Lewis & Clark Law School, *World Heritage Species: A New Legal Approach to Conservation* (Arbeitsdokument, 2005)
- UNEP Multilateral Environmental Agreement Negotiator's Handbook Second Edition (2007)
- UNESCO World Heritage Centre The UNESCO World Heritage Centre's Natural Heritage Strategy, CLT.2006/ws/12 (2006)
- UNESCO World Heritage Centre, 'State Parties Ratification Status' (Website) <<http://whc.unesco.org/en/statesparties/>>
- UNESCO World Heritage Centre, 'World Heritage List' (Website) <<https://whc.unesco.org/en/list/?type=natural&danger=1>>
- UNESCO World Heritage Centre, ICCROM, ICOMOS, IUCN, *Managing Natural World Heritage* (2012)
- von Bieberstein, Katharina Rogalla, Elsa Sattout et al, 'Improving collaboration in the implementation of global biodiversity conventions' (Artikel, 2018)
- von Moltke, Konrad, *On Clustering International Environmental Agreements* (Paper, 2001)
- Vrdoljak, Ana Filipa, 'World Heritage and illicit trade' (2018) 87 World Heritage 6
- WWF-UK, 'Safeguarding outstanding natural value: the role of institutional investors in protecting natural World Heritage sites from extractive activity' (Bericht, 2015)
- WWF, Dalberg, 'Not for Sale: Halting the illegal trade of CITES species from World Heritage Sites' (Bericht, 2017)
- WWF, Dalberg, 'Protecting People Through Nature: Natural World Heritage Sites as drivers of sustainable development' (Bericht, 2016)

Kira Lappé, Wien

Das Gedächtnis des Wiener Untergrundes

Das Gedächtnis des Wiener Untergrundes

Nicht nur der Mensch besitzt ein Gedächtnis, in einem erdwissenschaftlichen oder archäologischen Sinn ist der Begriff auch auf den Boden unter unseren Füßen anzuwenden – denn alles, was sich ereignet, hinterlässt seine Spuren im Boden. Ob die Entstehung eines Gebirges, oder die Entwicklung einer Stadt, mit der Abfolge von neu errichteten Häusern auf dem Schutt der zerstörten Vorgänger – all dies ist in den Sedimenten und Ablagerungen des Bodens abzulesen. Das Prinzip, das diesen Abfolgen zu Grunde liegt, ist die Stratigraphie. Diese besagt, dass jüngere Schichten immer auf älteren liegen; komplizierter wird es, wenn der Mensch ins Spiel kommt. Der Mensch verändert, seit dem Beginn seiner Existenz, seine Umgebung und den Untergrund unter seinen Füßen, begonnen mit dem Bebauen von Land im Zuge der Landwirtschaft über den Abbau von Ressourcen bis hin zu tiefschürfenden Eingriffen wie die Regulierung von Flüssen oder Errichtung von Dämmen. Alle diese Eingriffe sind über die Schichtenabfolge klar ablesbar und untereinander in eine zeitliche Abfolge zu setzen.

Das Anthropozän

Im Laufe der Menschheitsgeschichte sind diese Eingriffe immer massiver geworden. Inzwischen bewegt der Mensch im Jahr mehr Materialien, als alle Flüsse und Meere der Welt zusammen. Dieser zunehmende Einfluss des Menschen bewog den Chemie-Nobelpreisträger Paul J. Crutzen im Jahr 2000 zu der Feststellung, dass das Holozän – die geologische Zeitepoche, in der wir seit der letzten Eiszeit leben – vorbei sei und ein neues geologisches Zeitalter begonnen habe, für das er einen neuen Begriff schuf: das Anthropozän (Crutzen 2002).

Die Einführung eines neuen geologischen Zeitalters ist mit vielen formalen Schritten verbunden. Seit 2009 untersucht eine interdisziplinäre ExpertInnenkommission im Auftrag der Internationalen Kommission für Stratigraphie (ICS) die Sinnhaftigkeit einer Einführung des Anthropozäns und mögliche

Startpunkte (Waters et al. 2016). Die knapp 40-köpfige sogenannte „Working Group on the Anthropocene“ (AWG) vereint in ihren Reihen die Expertisen nicht nur von ErdwissenschaftlerInnen, sondern auch ArchäologInnen, JuristInnen und SozialwissenschaftlerInnen. Vor kurzem hat sich diese Kommission in einer Abstimmung mehrheitlich für die Einführung des Anthropozän ausgesprochen, wodurch das Anliegen nun an die nächsthöhere Stelle, die Subkommission für Quartärstratigraphie (SQS), gebracht wird.

Deutlich schneller als die offizielle Einführung ging die Verbreitung des Terminus in den Naturwissenschaften, der Kunst und den Geistes- und Sozialwissenschaften vor sich und erreichte in den letzten Jahren auch die Mainstream-Medien. Gleichzeitig mit Schlagzeilen über den Klimawandel und Hitzerekorde wurde der Begriff Anthropozän zu einem Sinnbild für den wachsenden Einfluss des Menschen auf unser Erdsystem. Daneben entstanden weitere Termini, welche die heutigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände kritisch beleuchten sollten, wie Kapitalozän oder Plastozän.(1)

Eine Frage des Beginns

Im Gegensatz zu den oft höchst unterschiedlichen Definitionen in den diversen Disziplinen, steht das Anthropozän in den Erdwissenschaften in erster Linie für die menschliche Beeinflussung von geologischen Prozessen (wie z.B. Flussablagerungen, die in Folge von Staudämmen entstehen, oder die Anschüttung künstlicher Inseln) und für die Spuren des Menschen in den Sedimenten.

Doch wann ist der Beginn des neuen Erdzeitalters anzusetzen? Die Ansätze reichen vom Vorschlag eines „frühen Anthropozäns“ mit dem Beginn des Ackerbaus vor 8.000 Jahren über die Industrielle Revolution und dem Beginn der intensiven Nutzung von Kohle bis hin zur sogenannten „Great Acceleration“, der Zeit der großen Beschleunigung ab etwa 1950. Für die Einführung eines neuen geologischen Zeitalters ist ein Startpunkt von Nöten, der für die ganze Welt gilt – demnach ein Ereignis, das überall auf

der Welt in etwa gleichzeitig feststellbar ist. Da dieses Kriterium für die frühen Ansätze des Anthropozäns nicht eingehalten werden kann, sprach sich die Anthropocene Working Group offiziell für den Beginn des neuen Zeitalters in der Mitte des 20. Jahrhunderts aus. Dieser Zeitpunkt deckt sich nicht nur mit der Zeit der Great Acceleration und damit dem rasanten Anstieg von CO₂, Methan, Wasserverbrauch, Bevölkerungswachstum, Düngemittelverbrauch, Plastikproduktion, Oberflächentemperatur und Artensterben, sondern auch mit der ersten Atombombe 1945 (Steffen et al. 2016; Waters et al. 2016). Insbesondere durch die oberirdischen Atombombentests, die zwischen 1945 und 1963 (2) stattfanden, verbreiteten sich über die Atmosphäre weltweit radioaktive Stoffe wie die Plutonium-Isotope 239 und 240 und sind sowohl in Sedimenten wie auch im Eis der Antarktis nachweisbar. Momentan wird an verschiedenen Orten der Welt nach potenziellen Markern gesucht, mit denen sich der Beginn des Anthropozäns klar fassen lässt.

Die Welle im Untergrund

In der erdwissenschaftlichen Tradition des Begriffes stehend beschäftigt sich nun seit Anfang 2018 ein interdisziplinäres Projekt, gefördert vom Wiener Wissenschafts- und Technologiefonds (WWTF), mit dem Anthropozän von Wien. Das Projekt „The Anthropocene Surge“ (WWTF Project ESR17-040), angesiedelt am Department für Sedimentologie und Geodynamik der Universität Wien und dem Department für Ortsbezogene Kunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien, widmet sich den anthropogenen, d.h. vom Menschen verursachten bzw. veränderten Schichten unter Österreichs Hauptstadt aus drei fachspezifischen Perspektiven. Im Zentrum steht die Frage nach der Entstehung und Entwicklung der menschengemachten Ablagerungen in einer urbanen Umgebung mit einer mehr als 2000-jährigen Geschichte, das physisch überlieferte „Gedächtnis“ von Wien. Dabei wird als Hypothese eine sich beschleunigende und von einem Zentrum ausbreitende Welle von urbanen, künstlichen Ablagerungen angenommen, die Archäosphäre. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach der zukünftigen Entwicklung der anthropogenen Sedimente unter Wien.

Um diesem komplexen Thema gerecht zu werden, wird das Projekt aus unterschiedlichen Fachrichtungen untersucht: die Methoden der Sedimentologie, Geochemie, Archäologie, Geoinformatik und Kunst werden hierfür kombiniert. Sedimentproben der anthropogenen

Ablagerungen aus dem Wiener Untergrund werden mit Hilfe von geochemischen Analysen auf ihren Inhalt und Schwermetallanteile, wie Blei und Kupfer, untersucht, um eine Klassifizierung der anthropogenen Schichten vorzunehmen. Die schon bekannten und neu gewonnenen Informationen zu den menschengemachten Schichten werden in ein Geoinformationssystem (GIS) eingespielt und daraus ein 3D-Modell des vom Menschen beeinflussten Untergrundes Wiens berechnet. Dabei wird nicht nur die momentane Ausbreitung der anthropogenen Sedimente der Stadt dargestellt, zusätzlich soll für einzelne Detailregionen auch nachvollzogen werden, inwieweit der Mensch in der römischen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Epoche in den Boden eingegriffen hat. Dem Materialfluss von der physischen Probe zum Datensatz folgend, mündet schließlich der künstlerische Teil des Projektes in einer forschungsorientierten Fiktion, die das digitalisierte 3D-Modell des Wiener Anthropozäns als Charakter animiert, um über die grundlegenden Veränderungen im Verhältnis zwischen menschlichen Kulturen, natürlichen Umwelten, hybriden Ökologien und globalen Technologien in der Epoche des Anthropozäns zu reflektieren.



ABB. 1: EDUARD SUEB, LITHOGRAPHIE VON JOSEF KRIEHBUBER, 1869

Das Gedächtnis von Wien und die Erinnerung an Eduard Suess

Wien ist aus zwei Gründen hervorragend geeignet für eine Studie dieser Art: auf Grund seiner Geschichte und der hiesigen Datengrundlage.

Schließlich wurde in Wien die Idee des Anthropozäns gewissermaßen geboren. Der Wiener Geologe Eduard Suess (1831–1914), Gründer der Wiener geologischen Schule und Planer der ersten Wiener Hochquellwasserleitung, war der erste Erdwissenschaftler, der eine geologische Karte und Beschreibung einer Stadt, nämlich seiner Heimatstadt Wien, verfasste (s. Abb. 1). Er war Zeitzeuge des Ringstraßenumbaus und erkannte beim Schleifen der alten Befestigungsanlage aus dem 16. Jahrhundert in den Jahren 1858–1864, welche massiven Erdschichten menschlichen Ursprungs sein konnten – er schuf dafür die Bezeichnung „Schuttdecke“, der so genannten Anschüttung, die heute in der Geologie für anthropogene, also menschengemachte Schichten in Verwendung ist (Cernajsek 2014). In einer 1862 veröffentlichten Karte zum Boden Wiens zeichnete er neben den geologischen Schichten des Wiener Stadtgebietes auch die vom Menschen verursachte Schuttdecke ein (s. Abb. 2). In einem 1897 publizierten Nachfolgewerk fügte er die Veränderungen, die durch die abgeschlossene Abtragung der Stadtbefestigung und den Bau der Ringstraße entstanden waren, hinzu und zeigte damit bereits ein Anwachsen der anthropogenen Schichten an (s. Abb. 3).

Ein weiterer Grund für die herausragende Eignung Wiens ist die exzellente Datengrundlage, die für ein solches Unterfangen besteht. Für das

Projekt und vor allem die 3D-Modellierung werden zum einen auf die digitalisierte Dokumentation der archäologischen Ausgrabungen in Wien zurückgegriffen, zum anderen auf das Bohrkernkataster, die von den Projektpartnern der Stadtarchäologie Wien bzw. der MA 29 für Brücken- und Grundbau zur Verfügung gestellt werden. Die digitalisierten Grabungspläne von mehr als 1.000 Grabungen und beinahe 63.000 Bohrkernprofile stehen damit dem Projekt zur Verfügung. Bohrkernprofile werden üblicherweise vor Bauvorhaben hergestellt, um die geologischen Eigenschaften des Baugrundes zu untersuchen. Diese Bohrkernprofile werden dafür gezeichnet und beschrieben und diese Bohrkernprofile anschließend im Bohrkernkataster eingetragen. Der früheste im Kataster verzeichnete Bohrkern in Wien stammt aus dem Jahr 1844. Die Beschreibungen bieten neben der exakten Lage der Bohrung Informationen zur Mächtigkeit der verschiedenen Schichten sowie z.T. äußerst detaillierte Beschreibungen des Aussehens und der Zusammensetzungen der Sedimente und der darin enthaltenen Materialien. Die mehr als 80.000 anthropogenen Schichten, die in den etwa 63.000 Wiener Bohrkernprofilen erfasst sind, enthalten knapp zur Hälfte Ziegel – eine nicht unerwartet hohe Zahl, bedenkt man, dass Ziegel seit 2.000 Jahren in Wien als Baumaterial dienen und außerdem auf Grund ihrer Farbe und Beschaffenheit langlebig und deutlich erkennbar sind. Bereits an zweiter Stelle der am häufigsten vertretenen Materialien taucht jedoch Beton auf – ein Material, das erst seit etwa 100 Jahren in Wien in Verwendung ist. Kunststoffe wurden nur in 2 % aller Bohrkernprofile genannt, wobei die Zahl der Nennungen seit den 2000er Jahren deutlich ansteigt.

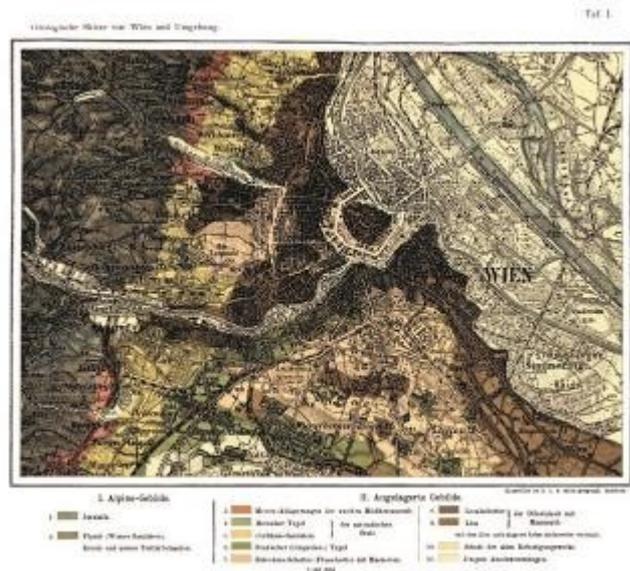


ABB. 2 UND 3: KARTEN DER GEOLOGIE WIENS VON EDUARD SUESS (LI.: AUS DEM JAHRE 1862, RE.: AUS DEM JAHRE 1897)

Stärke der anthropogenen Ablagerungen in Wien,
vom Untergrund an die Oberfläche transferiert
(Darstellung 100-fach überhöht)

- 0.02 - 1.5 m
- 1.51 - 3.0 m
- 3.01 - 5.5 m
- 5.51 - 9.0 m
- 9.01 - 42.0 m

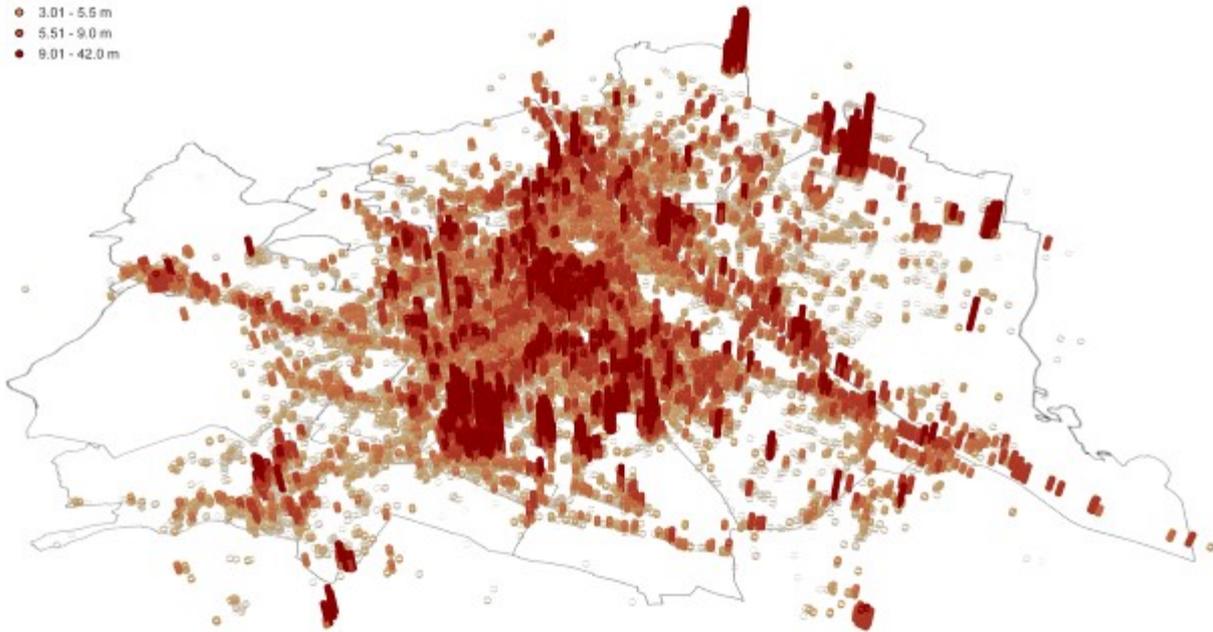


ABB. 4: STÄRKE DER ANTHROPOGENEN ABLAGERUNGEN IN DEN WIENER BOHRKERNEN, VOM UNTERGRUND AN DIE OBERFLÄCHE TRANSFERIERT (DARSTELLUNG 100-FACH ÜBERHÖHT) (© KIRA LAPPÉ)

Ein Blick in die Vergangenheit

Mehr als 300 Proben wurden seit Beginn des Projektes von Bohrkernen und Grabungen in Wien genommen. Die geochemische Auswertung steht noch am Anfang, bei ersten Testmessungen zeigten sich aber bereits Anreicherungen von Blei und Kupfer in Schichten mittelalterlicher Zeitstellung. Weiter fortgeschritten ist die Einspielung der Daten in ein Geoinformationssystem (GIS), das einige überraschende erste Ergebnisse zeigt.

Etwa zwei Drittel der vorhandenen Bohrkernprofile in Wien, ungefähr 40.000 Bohrkernprofile, weisen anthropogene Schichten auf, wobei deren Stärke von dünnen 2 cm bis zu massiven 42 m reicht. 42 m mächtige anthropogene Schichten erscheinen auch in einer Stadt mit 2.000 Jahren Besiedelungsgeschichte enorm. Die Kartierung der Anschüttungsstärken im GIS zeigte nun überraschenderweise, dass die massivsten anthropogenen Schichten mit 20–40 m nicht, wie erwartet, im historischen Zentrum, dem 1. Wiener Gemeindebezirk, zu finden sind, sondern an den Rändern der Stadt liegen (s. Abb. 4). Hier befinden sich vereinzelte, lokal begrenzte Regionen mit den höchsten in Wien gemessenen Anschüttungen. Ein Blick auf den Stadtplan gibt Aufschluss: es handelt sich um die Mülldeponien der Stadt, die zum Teil noch in Verwendung (Rautenweg), zum Teil aufgelassen und in

Naherholungsgebiete umgewandelt worden sind (Wienerberg). Die höchste Anschüttung Wiens findet sich am Rautenweg, wo seit den 1960er Jahren eine Deponie besteht, in der vor allem die Verbrennungsrückstände der Wiener Müllverbrennungsanlagen abgelagert werden (Luxner 2011).

Im Gegensatz dazu sind im historischen Zentrum von Wien, wo die Geschichte der Stadt 2.000 Jahre zurückreicht, die anthropogenen Schichten nur wenige Meter stark. Im Bereich der Wiener Ringstraße, an der Stelle, an der die im 16. Jahrhundert errichteten Stadtmauern standen, erreicht die Anschüttung höchstens 12 m Höhe.

Das „anwachsende“ Gedächtnis

Die Deponie am Rautenweg wurde in den 1960er Jahren gegründet. Somit zeigen die Anschüttungen in Wien, dass in den letzten 60 Jahren mehr Ablagerungen vom Menschen angehäuft wurden, als in den 2000 Jahren zuvor. Der Bohrkern am Rautenweg aus dem Jahr 2001 belegte eine Anschüttung von 42 m, und bereits jetzt ist die Deponie die höchste Erhebung im 22. Wiener Gemeindebezirk. In seiner letzten Ausbaustufe wird der Rautenweg eine Höhe von 75 m über Gelände aufweisen.⁽³⁾

Gemeinsam mit den neuen, beständigen und langlebigen Materialien, wie Kunststoffen, ist

also vorgesorgt, dass auch für zukünftige Generationen unsere Zeit und unser Vermächtnis im Gedächtnis des Bodens eingeschrieben bleiben.

KIRA LAPPÉ

GEBOREN IN WIEN, HAT DIE DIPLOMSTUDIEN KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE UND ALTE GESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT WIEN STUDIERT UND BEIDE MIT ENDE DER DIPLOMSTUDIENGÄNGE 2013 ABGESCHLOSSEN. NACH PROJEKTMITARBEITEN AM INSTITUT FÜR KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE UND INSTITUT FÜR ALTE GESCHICHTE UND ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN (UNIV. WIEN), ÖSTERREICHISCHEN ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUT UND DEM INSTITUT FÜR KULTURGESCHICHTE DER ANTIKE AN DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN, IST SIE NUN SEIT JÄNNER 2018 IN EINEM INTERDISZIPLINÄREN PROJEKT AM DEPARTMENT FÜR SEDIMENTOLOGIE UND GEODYNAMIK BESCHÄFTIGT, IN DEM SIE AUCH IHRE DISSERTATION VERFASST. SEIT FEBRUAR 2017 BELEGT SIE ZUSÄTZLICH EINEN FERNSTUDIEN-MASTERLEHRGANG DER UNIVERSITÄT SALZBURG ZUR GEOINFORMATIONSTECHNIK (UNIGIS). PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2017.

(1) Kritische Auseinandersetzung in Form eines Wandkalenders mit großformatigen Fotografien von Alltagsgegenständen aus Plastik von Greenpeace: <https://www.greenpeacemagazin.de/warenhaus/produkt/kalender-2019-willkommen-im-plastozaen> (letzter Zugriff am 11.08.2019).

(2) Am 10. Oktober 1963 trat der „Vertrag über das Verbot von Kernwaffenversuchen in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser“ in Kraft.

(3) <https://www.wien.gv.at/umwelt/ma48/entsorgung/abfallbehandlungsanlagen/deponie.html> (letzter Zugriff am 11.08.2019).

Literatur

Cernajsek 2014

T. Cernajsek, Eduard Suess (1831-1914) und seine geologische Erforschung des Bodens der Stadt Wien, Berichte der Geologischen Bundesanstalt 107, 2014, 5-7.

Crutzen 2002

P. Crutzen, Geology of mankind, Nature 415, 2002, 23.

Luxner 2011

J. Luxner, Beag aus Mist. Die Wiener Deponie am Rautenweg (Wien 2011).

Steffen et al. 2016

W. Steffen, R. Leinfelder, J. Zalasiewicz et al., Stratigraphic and Earth System approaches to defining the Anthropocene, Earth's Future 4, 2016, 324-345.

Waters et al. 2016

C. Waters, J. Zalasiewicz, C. Summerhayes et al., The Anthropocene is functionally and stratigraphically distinct from the Holocene, Science 351, 6269, 2016, aad2622.

Daniel Pachner, Graz

Der Begriff des Körpers bei Henri Bergson in *Materie und Gedächtnis*

Henri Bergson gilt als einer der einflussreichsten Philosophen des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Die Wirkung, die der *Bergsonismus* entfaltet hatte, war, so Weinmann, „zu einer Einflussnahme fähig, die heute kaum noch nachvollziehbar scheint“ (Weinmann 2007, 14). Der Bergsonismus wurde von „einer ganzen Generation [...] wie eine Befreiung aufgenommen: wie die Errettung des Menschen vor der Fesselung und dem Zugriff der technisch-wissenschaftlichen Rationalisierung des Lebens“ (Weinmann 2007, 13). Dieser Rationalisierung stellte Bergson das Leben selbst als zentrales, philosophisches Thema entgegen und gilt darum als einer der Hauptvertreter der Lebensphilosophie. Dabei ist für Bergsons Philosophie der Zusammenhang von Bewusstsein und Leben zentral, den er in unterschiedlichen Analysen des (Selbst-)Bewusstseins in den Blick zu nehmen versucht. Bergson sieht sich dabei in Opposition zu einer positivistischen Erklärung des Bewusstseins und stellt sich gegen eine „Beschreibung der unmittelbaren Gegebenheiten des Bewusstseins [...] durch] die mathematisch-räumliche Begrifflichkeit“ (Fellmann 1999, 757). Der Ansatz Bergsons, das Leben selbst vor einer verobjektivierenden und rationalisierenden Abstraktion des Lebens zu thematisieren, zeigt sich auch bei dem Begriff des Körpers, den er in seinem Werk *Materie und Gedächtnis* entwickelt. Der Körper nimmt in diesem Werk eine zentrale Stellung ein und stellt, wie Rémi Brague schreibt, den „hermeneutischen Schlüssel“ (Brague 2015, 10) dar, der die Hauptthemen von *Materie und Gedächtnis* miteinander zu verbinden vermag. Im Folgenden möchte ich drei wesentliche Grundfragen thematisieren, die den eigenen Körper bei Bergson bestimmen und die die besondere Art und Weise aufzeigen, wie Bergson mit dem Thema des eigenen Körpers umgeht.

1. Grundlegendes zu Materie und Gedächtnis

Im Folgenden steht das erste Kapitel von *Materie und Gedächtnis* im Fokus, da sich Bergson mit dem eigenen Körper hauptsächlich dort auseinandersetzt. Allgemein jedoch gesprochen

geht es Bergson in seinem Werk *Materie und Gedächtnis* um eine klare Unterscheidung von Geist und Körper anhand der Frage nach dem Gedächtnis, das in gewisser Weise zugleich die Verbindung beider Bereiche darstellt. Laut Bergson sind das Materielle und das Geistige eigenständige Realitäten, zwischen denen eine bestimmte Beziehung herrscht. *Materie und Gedächtnis* ist, Bergson selbst bestätigt dies, „also ganz klar dualistisch“ (Bergson 2015, 3), wobei Bergson in seinem Werk Körper und Geist auf eine Weise in den Blick nehmen möchte, „durch die es [das Werk] die theoretischen Schwierigkeiten deutlich zu mindern, wenn nicht gar aufzuheben hofft, die der Dualismus schon von jeher aufgeworfen hat und die dazu führen, daß er [...] bei den Philosophen sehr gering geachtet wird“ (Bergson, 2015, 3). Während nun, so Bergson, man in der Philosophie immer wieder versucht hatte, die Schwierigkeiten des Dualismus durch ein realistisches oder ein idealistisches Konzept der Materie zu umgehen, dabei aber nur „zwei gleichermaßen überspitzte Thesen“ (Bergson 2015, 3) zu Tage gebracht hat, findet sich ein weitaus besseres Verständnis der Materie im „gemeinen Menschenverstand“ (Bergson 2015, 3). Bergson übernimmt gewissermaßen den „Standpunkt“ des im Alltag eingebetteten Menschen und widmet sich einer Betrachtung der Materie aus einer Sicht, die wenig mit den Theorien der Philosophie gemeinsam hat. Im Zuge dessen kommt Bergson auf den ersten Begriff zu sprechen, der zentral für seine Bestimmung der Materie ist: der Begriff des Bildes.

Bergsons Bild-Begriff (frz. *image*) ist in vielerlei Hinsicht besonders. Zum einen fasst Bergson die Materie als einen „Gesamtzusammenhang von ‚Bildern‘“ (Bergson 2015, 3) auf. Dabei versteht er unter dem Begriff des Bildes „eine gewisse Existenz, die mehr ist als das, was der Idealist eine Vorstellung nennt, aber weniger als das, was der Realist ein Ding – eine Existenz, die auf halbem Wege zwischen dem ‚Ding‘ und der ‚Vorstellung‘ angesiedelt ist“. Bergson beruft sich auf den gemeinen Menschenverstand, dessen Verständnis von Materie seinem Begriff des Bildes entsprechen soll und für den die Theorien des Realismus und Idealismus gleichsam abwegig und unnatürlich scheinen. So meint Bergson,

dass für den gemeinen Menschenverstand der Gegenstand für sich selbst existiert und zudem so ist, wie man ihn wahrnimmt: „Er ist ein Bild, aber ein Bild, das an sich existiert“ (Bergson 2015, 4). Statt also bereits begrifflich Stellung in der Realitätsdebatte zu beziehen, entwickelt Bergson einen eigenen Begriff, der zwischen den Begriffen des Realismus und des Idealismus liegt. Die Nähe des Begriffs des Bildes (frz. *image*) zur Einbildungskraft (frz. *imagination*) ist von entscheidender Bedeutung: Sie zeigt, dass Bergson bereits von einer Tätigkeit des Bewusstseins ausgeht, wenn er sich in seiner Betrachtung unterschiedlichsten Themen widmet. Der Begriff des Bildes bei Bergson muss sich meiner Meinung nach als ein Begriff verstehen lassen, der zwischen Subjektivität und Objektivität schillert. Das Bild ist kein Ding in dem Sinne, dass es eine völlig von einem selbst unabhängige Existenz aufweisen kann, doch es ist unabhängig in dem Sinne, dass es seine Bedeutung in sich selbst enthält und entfalten kann. Wiederum ist das Bild keine bloße Vorstellung, da es eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber einem Subjekt behaupten kann, aber dennoch kann ein Bild seine Wirkung nur entfalten, wenn es jemanden gibt, der sich ihm zuwendet und es in den Blick nimmt. Die Existenz des Bildes als Bild hängt gleichsam von seinem Für-Sich-Bestehen wie seinem Für-Jemanden-Bestehen ab. Bergson lässt offen, auf welcher Seite die Gegenstände und Begriffe stehen, mit denen er operiert; zugleich thematisiert er den Zugang zur Thematik als von einem bestimmten Modus des Bewusstseins ausgehend.

Der Bild-Begriff ist ein schwieriger und komplexer Begriff, der von Bergson selbst her meiner Meinung nach nicht immer einsichtig wird. Er ist aber entscheidend für ein korrektes Verständnis des ersten Kapitels von *Materie und Gedächtnis* und ist grundlegend für die Gedankengänge und Überlegungen des gesamten Werkes sowie für das Körperverständnis Bergsons.

2. Der Körper und die Materie

Bergson geht, wie bereits erwähnt, vom „Standpunkt“ des gemeinen Menschenverstands aus, also einer alltäglichen und gerade nicht ausschließlich philosophisch-theoretischen Sichtweise. Der Zugang zur Umwelt wird damit nicht von einer realistischen oder idealistischen Theorie bestimmt, sondern man findet sich, so Bergson, „umgeben von Bildern [...], wahrgenommenen Bildern, wenn ich meine Sinne öffne, nicht wahrgenommenen, wenn ich sie verschließe“ (Bergson 2015, 15). Während alle

diese Bilder miteinander in einem Gesamtzusammenhang stehen und aufeinander einwirken „gemäß konstanten Gesetzen, die ich die Naturgesetze nenne“ (Bergson 2015, 15), gibt es eines unter diesen Bildern, das „sich von allen anderen dadurch abhebt, daß ich es nicht nur von außen durch Wahrnehmungen, sondern auch von innen durch affektive Empfindungen kenne: das ist mein Körper“ (Bergson 2015, 15). Damit ist bereits eine erste Besonderheit des Körperverständnisses Bergsons angesprochen, insofern er die Sonderstellung des eigenen Körpers angesichts anderer Körper thematisiert. Was den eigenen Körper auszeichnet, so Bergson, ist, dass die affektiven Empfindungen, durch die der eigene Körper von innen zugänglich wird, nicht im selben Maße im Gesamtzusammenhang der Bilder stehen, wie es die sonstige Umwelt tut. Eine „perfekte Wissenschaft“ (Bergson 2015, 15), Bergson denkt hier vermutlich an die Physik, könnte jede Wirkung und jede Bewegung, die durch den Gesamtzusammenhang der Bilder geht – Bergson nennt diesen Gesamtzusammenhang auch „*das Universum*“ (Bergson 2015, 16) – genau berechnen und voraussehen, wodurch „die Zukunft der Bilder [bereits] in ihrer Gegenwart enthalten“ (Bergson 2015, 15) wäre und man nie von Neuem sprechen könnte. Das Bild des eigenen Körpers zerreißt nun diesen Gesamtzusammenhang, in dem sonst ohne Unterlass Bewegung auf Bewegung folgt. Zwischen die Bewegungen, die mein Körper von außen empfängt und die Bewegungen, die man (quasi als Antwort) selbst ausführen wird, schalten sich die affektiven Empfindungen ein, „als ob sie einen ungenau bestimmten Einfluß auf das letztendliche Vorgehen ausüben sollten“ (Bergson, 2015, 15). Ihre Gestalt hat diese Einflussnahme der affektiven Empfindungen in Bewegungen, die begonnen, aber nicht vollendet wurden (wie etwa eine Grußgeste, bei deren Ausführung man bemerkt hat, dass man den, dem der Gruß galt, gar nicht kennt) oder in zögernden Bewegungen. Diesen Bewegungen ist eigen, dass sie offenlassen, welche Antwort vom eigenen Körper aus an die Umwelt ergeht und unterbrechen damit den stetigen Bewegungsfluss, der die übrigen Bilder ausmacht. Der eigene Körper, der also Bewegung empfängt und Bewegung wieder zurückgibt, steht, obwohl er den Gesamtzusammenhang der Bilder aufreißt, dennoch in diesem Zusammenhang – er ist Teil des materiellen Universums –, er scheint aber „in einem gewissen Maße die Art und Weise zu wählen [...], in der er wieder abgibt, was er empfängt“ (Bergson 2015, 18). Damit ist der eigene Körper bei Bergson auf eine Weise bestimmt, die auf die übrigen Körper nicht

zutritt und die ihm eine besondere Stellung im Gesamt des Materiellen verleiht.

Für Bergson stellt der eigene Körper ein „*Handlungszentrum*“ (Bergson 2015, 18) dar, das zwischen verschiedenen Vorgehensweisen wählen kann und dabei auf die Bilder seiner Umwelt einwirken kann. Dieses Einwirken orientiert sich dabei je nach „Nutzen“ (Bergson 2015, 19), wobei die Situiertheit des eigenen Körpers zu den übrigen Gegenständen die Nutzbarkeit derselben bestimmt (Entfernung, Intensität der Wirkungen etwa sind bestimmende Faktoren). Entscheidend ist, dass sich ein bestimmtes Bild bei Bergson hier abzeichnet, das entscheidend für sein Körperverständnis ist: Es ist der Gedanke, dass das Einwirken der übrigen Körper das „*mögliche Einwirken meines Körpers auf sie*“ (Bergson 2015, 19) widerspiegelt und damit das, was wahrgenommen werden kann, nur das ist, was auch auf meinen Körper einwirken kann. Um die materielle Abhängigkeit der Wahrnehmung von dem Einwirken-Können der den Körper umgebenden Bilder zu illustrieren, modifiziert Bergson das Bild des eigenen Körpers:

„In diesem Bild werde ich in Gedanken all die afferenten Nerven des zerebrospinalen Systems durchtrennen. Was wird geschehen? Ein paar Skalpellschnitte werden ein paar Faserbündel durchtrennen haben: Der Rest des Universums und sogar der Rest meines Körpers werden bleiben, was sie waren. Die vorgenommene Veränderung ist also unbedeutend. Tatsächlich aber erlischt ‚meine‘ gesamte ‚Wahrnehmung‘.“ (Bergson 2015, 19)

Dieser fiktive Eingriff Bergsons verdeutlicht zweierlei. Einerseits zeigt sich, wie zentral das Gehirn im Körperverständnis Bergsons ist. Da, wie zuvor erwähnt, die Einwirkung der Umwelt auf den eigenen Körper und seine Reaktion auf diese Einwirkung (immer) in Form von Bewegung geschieht, wird bei einem Durchtrennen bestimmter „Faserbündel“ (man könnte vereinfacht auch Nerven sagen) der Bewegungsfluss unterbrochen, der für die je eigene Wahrnehmung notwendig ist. Indem die Möglichkeit einer Bewegung von der „Peripherie über das Zentrum [Gehirn und Rückenmark, Anm. d. Verf.] wieder zurück zur Peripherie“ (Bergson 2015, 20) verloren geht, geht dem Körper die Möglichkeit abhanden, auf seine Umwelt einzuwirken. Damit ist Wahrnehmung bei Bergson verknüpft mit der Handlungsfähigkeit des eigenen Körpers und in gewisser Weise ist Wahrnehmung nichts anderes als eine Handlung des Körpers. Sie wird unmöglich, wenn die Umwelt keine Möglichkeit mehr hat, im Gehirn, von Bergson „als eine Art

zentrales Telefonbüro“ (Bergson 2015, 29) verstanden, andocken zu können und dadurch eine Reaktion vonseiten des Körpers hervorzurufen. Reiz und Reaktion, wollte man die Situiertheit des eigenen Körpers in eine auf ihn einwirkende Umwelt in einem solchen Schema herunterbrechen, sind beide in ihrem Bewegungsprozess auf das Gehirn ausgerichtet; einmal stellt es das Bewegungsziel des Reizes dar, das andere Mal den Ausgangspunkt der Bewegung im Fall der Reaktion. Andererseits verdeutlicht die zitierte Stelle die grundlegende Schwierigkeit, die die Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist immerzu begleitet: Wie kann es sein, dass eine rein materielle Veränderung des Körpers zugleich jeglichen subjektiven Bezug auf die Umwelt auszuschalten vermag?

Vonseiten Bergsons wurde diese Frage schon andeutungsweise beantwortet, der entscheidende Punkt in Bergsons Körperverständnis ist aber noch nicht benannt. Wie Bergson selbst weiter ausführt, liegt nun der Gedanke nahe, dass das Gehirn bzw. der Körper die Bilder, die man in der Wahrnehmung von seiner Umwelt hat, erzeugt. Die Konsequenz eines solchen Gedankens wäre jedoch, dass nun ein Teil des materiellen Universums – in Bergsons Worten ein „Bild“ – eine Wirkmöglichkeit entfaltet, die ihm als Teil des materiellen Universums eigentlich nicht möglich ist. Das Gehirn wäre ein Stück geistige Materie, wäre es in der Lage, Wahrnehmung zu erzeugen, da es über das rein Materielle hinaus zugleich alle Vorstellungen wie „durch ein wahres Wunder“ (Bergson 2015, 21) hervorbringen könnte. Dann blieben nur zwei Möglichkeiten offen: Entweder man reduzierte die geistige Tätigkeit eines so verstandenen Gehirn wiederum auf einen Mechanismus des Materiellen, den man schlicht (noch) nicht erklären kann, oder das materielle Universum, wie es einem in der Wahrnehmung als Bild entgegentritt, ist eine Illusion, die das Gehirn als psychophysisches Organ erzeugt. Dadurch würde, so Bergson, die „Materie [...] zu etwas von der Vorstellung radikal Verschiedenem, von dem wir folglich keinerlei Bild haben; ihr gegenüber setzt man ein bilderleeres Bewußtsein, von dem wir uns keinerlei Idee bilden können; und am Ende erfindet man, um das Bewußtsein zu füllen, ein unverständliches Wirken dieser Materie ohne Form auf dieses Denken ohne Materie“ (Bergson 2015, 21). Man stünde direkt wieder in der Auseinandersetzung von Realismus und Idealismus und wäre keinen Schritt in der Frage nach dem Verhältnis von Geist und Körper weitergekommen. Dieses Problem lässt sich hier nicht lösen; entscheidend ist, dass für Bergson der Gedanke des Gehirns als einer Art geistiger

Materie schlichtweg falsch und unfruchtbar ist. Wenn nun aber kein Teil der Materie für die geistigen Vermögen zuständig ist, keine Vorstellungen erzeugt (vgl. Bergson 2015, 21), keine Erinnerungen bewahren kann (vgl. Bergson 81-86; 160-164) und nicht vollends eine Auswahl der Handlung (vgl. Bergson 2015, 39) treffen kann, dann stellt sich die Frage, wie all diese Dinge möglich sind. Hier nun nimmt der eigene Körper erneut eine zentrale Stellung ein. Bevor diese Rolle des Körpers aber vollends thematisiert werden kann, muss geklärt werden, was Wahrnehmung bei Bergson nun genau ist.

3. Bewusste und reine Wahrnehmung

Nach Bergson lassen sich zwei Arten von Wahrnehmung unterscheiden: Die Wahrnehmung, die man alltäglich kennt und die er als bewusste Wahrnehmung versteht und die „reine Wahrnehmung“ (Bergson 2015, 34), die von der Materialität des Körpers bestimmt ist. Der Körper, als Teil des materiellen Universums, ist in die ständigen Bezüge der unterschiedlichen Bilder beständig eingebunden. Er steht somit ebenso unter den Naturgesetzen, unter denen die übrigen Bilder des materiellen Universums stehen und ist, ebenso wie sie, in einer Totalität der Bilder aufgehoben, die das Universum konstituieren. Als gegenwärtiges Bild (frz. *image présente*) ist der Körper ein Teil dieses Universums und bewegt sich quasi mit den übrigen Bildern immerfort mit; was die reine Wahrnehmung nun charakterisiert, ist, dass sich all diese Bilder vollständig einander zuwenden und der Körper ebenso mit all diesen Bildern in Einklang steht. Die Materialität des Körpers bewirkt, dass er in der Gesamtheit der Bilder des Universums überall und zugleich präsent ist, da alle Bilder als materielle aufeinander einwirken. Die reine Wahrnehmung lässt sich kaum von der Wahrnehmung her verstehen, die man alltäglich gewohnt ist: Wäre eine reine und bewusste Wahrnehmung zugleich möglich, dann ließen sich alle Seiten eines Gegenstandes zugleich betrachten, da der Gesamtzusammenhang aller Wirkungen bewusst wäre. Hier zeigt sich, wie ernst Bergson eine Eigenständigkeit des Materiellen nimmt. Das Gehirn und das Nervensystem sind nun völlig materiell und bewirken, weil sie in der Totalität des Materiellen stehen, nicht die Auswahl der den eigenen Körper umgebenden Bilder, die die bewusste Wahrnehmung ausmacht.

Die bewusste Wahrnehmung ist nicht rein materiell. Laut Bergson ist eine jede Wahrnehmung von Erinnerungen durchdrungen, wodurch sich unter die „unmittelbaren und gegenwärtigen Daten unserer Sinne [...] tausend

und abertausend Einzelheiten unserer vergangenen Erfahrung“ (Bergson 2015, 33) mischen. Diese Vermischung von Wahrnehmung und Erinnerung hat zur Folge, dass die Erinnerungen sogar die Wahrnehmung verdrängen können und daraus „auch die Illusionen aller Arten geboren“ (Bergson 2015, 33) werden. Während sich die reine Wahrnehmung nun nur innerhalb des Materiellen abspielt und aus dem Verflochtensein des Körpers als Teil des Materiellen denkbar wird, ist die bewusste Wahrnehmung durchdrungen von subjektiven Anteilen, die darin bestehen, dass Erinnerungen die aktuelle Wahrnehmung verändern und aus der Totalität des Materiellen herauslösen. Es kommt zu einem reflektierten/vorgestellten Bild (frz. *image représenté*), das nicht mehr den kausalen Gesetzen des Materiellen allein unterworfen ist, sondern aus dem Gesamtzusammenhang des Materiellen herausgelöst und isoliert ist. Damit ist ein von Bergson später thematisiertes Grundschema angesprochen, das ein gemeinsames Wirken von Geist und Körper in der Wahrnehmung beschreibt: Für Bergson ist die bewusste Wahrnehmung letztlich „Bild-Erinnerung“ (Bergson 2015, 171) (frz. *image-souvenir*), die gleichermaßen Anteil hat an der reinen Wahrnehmung, die als aktuell und gegenwärtig charakterisiert wird und an der reinen Erinnerung, die als virtuell und vergangen, aber nichtdestotrotz wirksam werden könnend, charakterisiert wird (vgl. Bergson 2015, 171-173).

Die Unterscheidung von bewusster und reiner Wahrnehmung ist entscheidend, wenn es um das Verständnis des eigenen Körpers bei Bergson geht. Sie zeigt, dass der Körper einerseits als Teil des materiellen Universums beständig in die Naturgesetze eingebunden bleibt und diese aufgrund seiner Materialität auch nicht verlassen kann. Der eigene Körper ist also kein wundersamer Gegenstand, der sich von allen anderen übrigen Gegenständen auf magische Weise abheben würde. Dennoch gibt es das Phänomen der bewussten Wahrnehmung, was sich für Bergson vom Materiellen her allein nicht erklären lässt. Hier findet das erste Mal das Geistige des Menschen bei Bergson Erwähnung und wird als ein Vermögen beschrieben, das die aus der materiellen Umwelt herkommenden gegenwärtigen Bilder durch Erinnerungen verändert und, das wird sich im Folgenden klarer zeigen, einem bestimmten Nutzen zuordnet, der aus dem vitalen Interesse des Lebewesens entspringt. Zwei wesentliche Charakteristiken sind damit ebenso benannt: das Materielle als Aktuelles und das Geistige als Virtuelles.

Das Virtuelle tritt dabei bei Bergson eindeutig in eine Opposition zum Aktuellen, ein virtuelles Bild kann es nur isoliert von der Totalität der anderen Bilder geben, die eine stetige Verweisung aufeinander einfordern. Zudem ist die Vorstellung (frz. *représentation*), so Bergson, „durchaus da, aber immer virtuell und – im selben Moment, in dem sie in den Akt übergehen würde – durch den Zwang, sich in etwas anderem fortzusetzen und zu verlieren“ (Bergson 2015, 37), ist sie neutralisiert. Das Virtuelle lässt sich also verstehen als etwas Nicht-Aktuelles, das dennoch im Umfeld der gegenwärtigen Bilder vorliegt. Durch eine fortschreitende Aktualisierung des Gegenwärtigen bleibt es unbemerkt und unwirksam (neutralisiert), stellt aber als Isolierbares einen möglichen Ausschnitt aus der Totalität der gegenwärtigen Bilder dar. Diese Isolation beschreibt Bergson als Veränderung des Bezugfeldes, in dem man sich auf den Gegenstand bezieht: Dabei wird der Gegenstand selbst, in seiner Ganzheit, nicht aus seinem Milieu herausgehoben, sondern erfährt eine Betonung, die ihm einen besonderen Platz in seinem Milieu gibt. Bergson spricht hier von einem Herausheben, das einem „Gemälde“ (Bergson 2015, 37) vergleichbar ist. Eine bestimmte Seite des ins Bild gesetzten Gegenstandes gewinnt dadurch Bedeutung in der bewussten Wahrnehmung, während seine übrigen Aspekte ins Dunkel rücken. Die Bilder, so Bergson, „die uns umgeben, werden unserem Körper das Gesicht zuzuwenden scheinen, das ihn [den Körper; Anm. d. Verf.] interessiert, dieses Mal [im Gegensatz zur reinen Wahrnehmung; Anm. d. Verf.] jedoch beleuchtet“ (Bergson 2015, 38). Im Gegensatz zur Totalität der materiellen Realität, den gegenwärtigen Bildern, wo sich diese einander immerzu all ihre Seiten zuwenden, geraten diese gegenwärtigen Bilder im Falle des menschlichen Körpers in eine Zone, wo es Möglichkeiten der Handlung und verschiedene Arten von Reaktionen gibt; doch diese Möglichkeiten gehen einher mit der Notwendigkeit einer Auswahl, welche Seite des gegenwärtigen Bildes relevant zu sein hat. Dies hat Konsequenzen für das *image présent*, dessen Wirkmächtigkeit der Weite der Reaktionsfähigkeit des Körpers entsprechend verändert wird und dadurch eine Verringerung seines Wirkens stattfindet. Dies aber, so Bergson ist letztlich die Geburtsstunde der Vorstellung, die vorgestellte Bilder (frz. *image représenté*) produziert: „Unsere Vorstellung der Dinge würde also letztlich daraus geboren, daß diese sich an unserer Freiheit reflektieren“ (Bergson 2015, 38). Was bedeutet dies nun für den Begriff des eigenen Körpers bei Bergson?

4. Der eigene Körper und die „Indeterminiertheit des Wollens“

Obwohl der Körper ein Teil des materiellen Universums ist, ist er zugleich auch der Ort, wo die strikten Gesetze des Kausalen gewissermaßen aufgebrochen werden. Nicht der allgegenwärtige Bezug der materiellen Bilder untereinander ist allein entscheidend, sondern die Isolation der einzelnen Bilder aus diesem Gesamtbezug, wodurch die bewusste Wahrnehmung ihre Form gewinnt. Das Besondere bei Bergson ist nun, dass der eigene Körper eine zentrale Stellung in der Auswahl der Handlungsmöglichkeiten innehat. Der eigene Körper spitzt die Welt des Materiellen auf die Umwelt zu; dort entscheidet sich, was wirksam wird und was nicht; letztlich was Nutzen hat und was nicht. Die Umwelt bei Bergson lässt sich so verstehen als das Umgeben-Sein des Körpers von Bildern. In diesem Umgeben-Sein von Bildern dient der eigene Körper gewissermaßen als ein Spiegel, der durch diese Funktion einerseits das Vermögen, eine Umwelt zu haben und auf sie zu reagieren, überhaupt erst zugrunde legt und andererseits nur das reflektieren kann, was vor ihm ins (Spiegel-)Bild rückt. Für Bergson aber stehen Geist und Bewusstsein außerhalb des kausalen Gesetzes des Materiellen, das darin besteht, dass es keine Seite eines Gegenstandes gibt, die nicht wiederum mit einer Ursache oder Wirkung in Zusammenhang steht. Das Bewusstsein folgt einer anderen Kraft, die eigentlich mit dem Materiellen nichts zu tun hat, der des Bedürfnisses, und wendet sich daher nur den Dingen zu, die für es von Interesse sind. Bergson betont, dass es sich dabei nicht um einen Mangel handelt: Indem das Bewusstsein „im Fall der äußeren Wahrnehmung“ (Bergson 2015, 39) eine Wahl trifft, kündigt sich schon hier das geistige Vermögen des Menschen an. Diese Auswahl lässt sich aber nicht durch den Körper allein erklären: Da die Wahrnehmung selbst schon eine bewusste ist und nicht das Gesamt der materiellen Welt einfach widerspiegelt, ist sie selbst schon, so Bergson, „eine Photographie [..., die] schon aufgenommen und schon abgezogen wurde, im Inneren der Dinge selbst und für alle Punkte des Raumes“ (Bergson 2015, 40). Die bewusste Wahrnehmung hat damit schon eine bestimmte Form und Gestalt, die ihren Grund in den umliegenden Dingen hat. Diese wenden dem Körper ihr „Gesicht“ (Bergson 2015, 19) zu, wodurch sich schon der Nutzen abzeichnet, „den mein Körper aus ihnen ziehen könnte“ (Bergson 2015, 19). Die Indeterminiertheit, zu verstehen als die sich schon durch die Komplexität des Nervensystems einstellende Möglichkeit einer

Auswahl der Handlungen, ist das Grundprinzip der bewussten Wahrnehmung und ermöglicht zugleich eine Freiheit des Wollens. In der Wahrnehmung ist zwar jede Seite der Dinge prinzipiell zulässig, doch sie orientiert sich an der Freiheit des wahrnehmenden Lebewesens. In einem Bild gefasst, versteht Bergson den Übergang von reiner zu bewusster Wahrnehmung so, dass die „Photographie des Ganzen [...] lichtdurchlässig“ (Bergson 2015, 40) ist – das materielle Universum also keinen Anhaltspunkt für ein vorgestelltes Bild im Körper selbst findet –, da „hinter der Photoplatte ein schwarzer Schirm [fehlt], auf dem sich das Bild abheben würde. Unsere Zonen der Indeterminiertheit würden in gewisser Weise die Rolle dieses Schirmes spielen. Sie fügen dem, was ist, nichts hinzu; sie bewirken lediglich, daß das reale Wirken hindurchgeht und das virtuelle Wirken zurückbleibt“ (Bergson 2015, 40). Damit ergibt sich der paradox anmutende Gedanke, dass der Körper, obwohl Teil des materiellen Universums, als Indeterminiertheitszentrum fungiert (vgl. Bergson 2015, 37) und eine „Indeterminiertheit des Wollens“ (Bergson 2015, 44) ermöglicht, die über die kausalen Gesetze des Materiellen hinausgeht.

5. Die besondere Stellung des eigenen Körpers

Damit sind die Grundgedanken Bergsons in Bezug auf den eigenen Körper benannt. Bergsons „Hang zur Zweieinteilung“ (Deleuze 2007, 34) folgend möchte ich an dieser Stelle anhand von drei Gegensatzpaaren das Wesentliche rekapitulieren.

So ist das erste Gegensatzpaar, das für die Bestimmung des eigenen Körpers bei Bergson entscheidend ist, das von **Materialität** und **Geist**. Der eigene Körper steht gewissermaßen in einem Zwiespalt in diesem Gegensatzpaar, da er einerseits Teil des materiellen Universums ist und damit selbst Materie. Andererseits ist er aber der Ort, an dem sich die Entscheidungsfreiheit des Menschen, als ein geistiges Vermögen, entfalten kann. Hier können Erinnerungen in die aktuelle Wahrnehmung eingreifend wirksam werden und von ihm aus werden Vorstellungen erzeugt, die eine Umwelt für den Menschen etablieren, innerhalb derer sich ein bewusster Bezug auf die Welt begrenzt und gleichzeitig ins Leben bringt. Den Anfang nahm die Betrachtung dieser besonderen Stellung bei Bergson in der Feststellung affektiver Empfindungen, die den eigenen Körper auch von innen zugänglich machen. Nun ist der eigene Körper der Ort, an dem die geistigen Vermögen eines Lebewesens

sich realisieren und Einfluss ausüben können. Bergson bleibt hier jedoch strikt bei einer dualistischen Trennung von Materie und Geist: Der (menschliche) eigene Körper ist nicht eine andersartige Form von Körper, bei dem sich Materielles und Geistiges mischen würden, sondern ein komplexer Organismus, der dem Geist durch seine Komplexität eine Schnittstelle in die materielle Welt eröffnet.

Das zweite Gegensatzpaar ist das von **Wahrnehmung** und **Erinnerung**. Der Gedanke Bergsons, die Wahrnehmung sei nichts anderes als Kontakt mit dem materiellen Universum durch die Materialität des Körpers, war, man kann das nicht genug betonen, geradezu revolutionär. Dieser Gedanke hat Bergson die Einsicht ermöglicht, dass die Wahrnehmung „uns von vornherein in die Materie hinein[versetzt], sie ist a-personal und läuft mit dem wahrgenommenen Objekt zusammen“ (Deleuze 2007, 38). Seine Hypothesen einer reinen Wahrnehmung und einer reinen Erinnerung sind Zeugnis, wie ernst es Bergson um eine Eigenständigkeit des Materiellen und des Geistigen gelegen ist; dass sie dennoch im eigenen Körper die Möglichkeit eines gemeinsamen Wirkens in der bewussten Wahrnehmung und der Vorstellung finden, zeigt, dass Bergson keineswegs einen Dualismus ausformulieren wollte, der nur die Unterschiedenheit beider Seins-Bereiche feststellt und dabei die gelebte Realität übergeht. Das Körperliche und das Seelische gehen bei Bergson eine Allianz zugunsten des Lebens ein; während der eigene Körper das ist, „was sich im Zentrum dieser Wahrnehmungen abzeichnet [...], ist] *meine Person* [...] das Wesen, auf das man diese Handlungen beziehen muß“ (Bergson 2015, 50).

Das dritte Gegensatzpaar, das eine Besonderheit des eigenen Körpers verdeutlicht, ist das von **Bestimmtheit in Gestalt von Naturgesetzen** und **Freiheit**. Da der eigene Körper der materielle Gegenstand ist, der durch seine Komposition die Möglichkeit einer Auswahl und Entscheidungsfreiheit bereitstellt, ist er *der* Gegenstand schlechthin, der ein Grundproblem einer jeden dualistischen Konzeption von Realität berührt und dieses Grundproblem auf gewisse Weise auch zur Welt bringt. Das Besondere an Bergsons Konzeption ist, dass der eigene Körper, obwohl er Teil der materiellen Welt ist, der Ort ist, an dem sich die Freiheit des Menschen in Szene setzen kann. Es ist geradezu eine Besonderheit des Menschen, sein vitales Interesse auf verschiedene Weise umsetzen zu können. Von dieser Konzentration auf das Leben aus gesehen, ist das doppelte Anwesend-Sein einer Bestimmtheit durch Naturgesetze und des

Hinausgehens über diese Einschränkung, in Form des Willens und der freien Entscheidung, nicht eine unbefriedigende Aporie, die man nur zugunsten einer Seite auflösen kann, sondern der entscheidende Faktor, der das Leben als beschränkt und zugleich offen erweist.

Damit sind die drei Gegensatzpaare benannt, die das erste Kapitel von *Materie und Gedächtnis* tiefgreifend prägen. Vielleicht mag es an dieser Stelle nicht mehr so verwundern, dass Bergsons Philosophie wie ein Befreiungsschlag aus der Rationalisierung und Technisierung erlebt wurde, die seine Zeit so sehr geprägt hatte. In jedem Fall trifft man hier auf ein Körperverständnis, das – bei allen Schwierigkeiten, die es aufwerfen kann – meiner Meinung nach auch heute vor dem Hintergrund einer zunehmenden Mathematisierung und Technisierung des Menschen einen Zugang zum gelebten Körper bietet, der sich mit einer rein naturwissenschaftlichen Bestimmung desselben nicht begnügt.

6. Körper, Gedächtnis und das Leben

Während es Bergson im ersten Kapitel von *Materie und Gedächtnis* hauptsächlich um die den Körper betreffenden Grundgedanken geht, widmet er sich dann stärker der Frage nach dem Gedächtnis und unterschiedlichen Arten von Erinnerung, wobei die strikte Trennung von Körper und Geist weiterhin entscheidend ist. Dieser Trennung von Körper und Geist schließt sich bei Bergson ein besonderes Verständnis von Zeitlichkeit an. Während der Körper im Aktuellen und Gegenwärtigen sich immerzu einrichtet, ist es der Geist, der bei Bergson in Form der reinen Erinnerung die Vergangenheit an sich belässt. Doch es gibt für Bergson in Form der Gewohnheit eine Art des Erinnerns, die dem Körper eigen ist und bei der sich die Vergangenheit in Form motorischer Mechanismen erhält. Bergson spricht hier als Beispiel von einer auswendig gelernten Lektion (vgl. Bergson 2015, 87-91), man könnte aber ebenso an einstudierte Tanzformen denken. Das Gedächtnis, das ist das Entscheidende, ist das, was für ihn die Vergangenheit als Vergangenheit erhalten kann – zwar in unterschiedlichen Formen, wo wiederum der Dualismus Bergsons nicht als einseitiger Dualismus deutlich wird – und dem Menschen ermöglicht, seine vergangenen Erfahrungen für seine gegenwärtigen Erfordernisse und das zukünftig Erwartete nutzen zu können. Das Gedächtnis und der Körper treten dabei mitunter in Opposition zueinander, doch sie sind beide geeint im vitalen Interesse des Menschen.

Über die Kritik an einer Mathematisierung und

Technisierung des Körpers hinaus lässt sich diese Betonung des Praktischen und Lebensdienlichen des Gedächtnisses bei Bergson als auch heute noch ergiebigen Gedanken verstehen. Die Erinnerung lässt sich in dieser Hinsicht nicht mehr nur als ein Datensatz verstehen, der ein vergangenes Ereignis in veränderter Form speichert und archiviert, sondern sie dient in erster Linie dem Leben und seinem Gelingen, wodurch die Vergangenheit für die Gegenwart Sinn und Erfüllung finden kann. Die Erinnerung wird so, wenn sie sich in der Gegenwart als Erinnerungsbild aktualisiert (vgl. Bergson 2015, 171-173), ein Wegweiser für die Gegenwart und ermöglicht ein Leben, das nicht nur im Alltäglichen und Gegenwärtigen dahinlebt, sondern für das das Geistige und das Vergangene als Lebenswelten dienen kann.

DANIEL PACHNER

GEBOREN 1991, STUDIERT KATHOLISCHE FACHTHEOLOGIE AN DER KFU GRAZ. ER FORSCHT ZURZEIT IN SEINER DISSERTATION ZUM THEMA „ERINNERUNG BEI MAURICE MERLEAU-PONTY“. FORSCHUNGSINTERESSEN SIND PHÄNOMENOLOGIE, PHILOSOPHIE DES GEISTES UND ANTHROPOLOGIE. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2019.

Literatur

Brague, Rémi: Einleitung, in: Bergson, Henri: *Materie und Gedächtnis. Versuch über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Aus dem Französischen neu übersetzt und herausgegeben von Margarethe Drewsen, Hamburg: Meiner 2015 (= Philosophische Bibliothek 664).

Bergson, Henri: *Materie und Gedächtnis. Versuch über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Aus dem Französischen neu übersetzt und herausgegeben von Margarethe Drewsen, Hamburg: Meiner 2015 (= Philosophische Bibliothek 664).

Deleuze, Gilles: *Henri Bergson zur Einführung*. Herausgegeben und übersetzt von Martin Weinmann, Hamburg: Junius 4 2007.

Fellmann, Ferdinand: Art. *Lebensphilosophie*, in: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.): *Zyklus der Philosophie*. Unter Mitwirkung von Detlev Pätzold, Arnim Regenbogen und Pirmin Stekeler-Weithofer. Band 1 A-N, Hamburg: Felix Meiner 1999, 756-758.

Weinmann, Martin: Einleitung, in: Deleuze,

Gilles: Henri Bergson zur Einführung.
Herausgegeben und übersetzt von Martin
Weinmann, Hamburg: Junius 4 2007.

Selbstanalyse

Ich klebe fest im Honig der Moderne.

Die Post passt nicht mehr

Schon gräbt sich der Schatten
in den Moment

Ich ziehe mein Leben
Ins Licht

der Verdrängung

(Christin Figl)

Julia Eitzinger, Innsbruck

Das trauernde Gedächtnis

Über den Umgang mit Trauer aus einer religionspädagogischen Perspektive

Trauer ist eine Emotion des Verlustes, die auf verschiedenste Art und Weise in unterschiedlichsten Situationen zum Ausdruck gebracht wird. Die Intensität des Empfindens hängt mit der subjektiven Bewertung des Erfahrenen sowie dem psychischen Zustand der betroffenen Person zusammen und kann im Prozess der Verarbeitung alternieren. Die Einordnung einer Trennung, einer Veränderung oder auch eines Zustandes als Verlust nimmt die/der Trauernde vor. Sie ist zunächst unabhängig von der Einschätzung anderer. Beispielweise mag eine Person in ihren späten 20ern über ihre verlorene Lebenszeit trauern, wobei jemand anderes sie nur belächelt und von einer bisher gelungenen Lebensgestaltung spricht. Trotz der unterschiedlichen Bewertungen der Situation ist das Empfinden der trauernden Personen ernst zu nehmen, da es sich aus ihrer Perspektive um einen Verlust handelt. Doch nicht nur die Einordnung kann von Mensch zu Mensch variieren, auch die Reaktionen auf Trauergefühle tun dies. Die Antwort auf die Emotion ist nicht nur abhängig von der subjektiven Bewertung eines Verlustes, sondern auch von den zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen. Diese in der persönlichen Entwicklung erlernten Umgangsformen bilden die Grundlage für eine situationsbezogene spontane Reaktion und spiegeln sich auch im Verarbeitungsprozess der Betroffenen.

*Doch was hat Trauer
nun mit dem Gedächtnis zu tun?*

Trauer kann sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart, sowie auf die Zukunft beziehen. Die Vermutung oder Befürchtung eines zukünftigen Verlustes kann Personen trauern lassen. Diese Form der Trauer wird im sozialen Umfeld meist als übertrieben und unpassend abgetan, mit dem Verweis, dass es sich bei diesen Gedanken um keine Tatsachen handelt und man sich besser auf das Jetzt konzentriere. Im Gegensatz dazu wird die Trauer als Reaktion auf einen aktuellen Umstand meist sehr ernst genommen, vor allem wenn es um dramatische Einschnitte im Leben der Betroffenen geht, wie beispielsweise einen Todesfall, einen Unfall oder die Diagnose einer

Krankheit. Diese akuten Trauerfälle können Personen so betroffen machen, dass sie handlungsunfähig werden und eigenständig keine Copingstrategien mehr finden – dann spricht man von einer Krise. In solchen Ausnahmesituationen ist es das primäre Ziel, Betroffene durch Sicherheit, Struktur und Information zu ermächtigen, sodass sie sich nicht als passiv und dem Geschehen ausgeliefert wahrnehmen. Das Bewältigen eines plötzlich auftretenden Verlustes erfolgt in mehreren Phasen und dauert unterschiedlich lange.

Elisabeth Kübler-Ross hat basierend auf ihrer Erfahrung in der Begleitung von Sterbenden fünf Phasen der Trauer ausgearbeitet, die bei jeder Person in ihrer Ausprägung und Abfolge variieren: (1) *Denial and Isolation*: Nichtwahrhabenwollen und Leugnung der Tatsachen, (2) *Anger*: unkontrollierbare Wut und Ängste ohne klares Ziel; (3) *Bargaining*: Verhandlungen für einen besseren Outcome mit Gott und der Welt; (4) *Depression*: Verzweiflung und Sorgen rund um das Leben mit den bereits eingetretenen und noch bevorstehenden Veränderungen; (5) *Acceptance*: Ruhe kehrt ein, der Kampf wird aufgegeben und die Veränderung, der Verlust, der Tod wird angenommen. (Vgl. Kübler-Ross 2008)

Die fünf Phasen nach Kübler-Ross zeigen Aspekte des Trauerprozesses im Rahmen der Verarbeitung eines Verlustes. Da sie sich mit der Begleitung von Sterbenden befasste, beschreibt sie Trauer im Kontext des Umgangs mit dem bevorstehenden Tod. Doch Trauer kann nicht nur in Form einer Vorahnung oder einer laufenden Reaktion auftreten, sondern auch bezogen auf etwas Vergangenes, etwa in der Form des sich Erinnerns an etwas oder des Gedächtnisses an etwas. So kann Trauer auch Wochen, Monate oder Jahre nach einem als Verlust eingestuften Geschehnis auftreten. Die Erinnerung daran vermag die bereits abgeklungenen Emotionen wieder aufzuwecken und in Bezug auf die Gegenwart neue Konnotationen hinzuzufügen. So kann es sein, dass beim Verlust eines nahestehenden Menschen nach vielen Jahren eine neue Trauerphase einsetzt, wenn etwa ein neues Heim gekauft wird und der Verlust deutlich wird, da man mit der verstorbenen Person diese wichtige Erfahrung

nicht mehr teilen kann. Doch kann das Sich-Erinnern auch gewollt und in Form eines Ritualen geschehen.

Verluste gehören zum Leben und fragen immer wieder das persönliche Weltbild und den Glauben an. Religiöse Traditionen antworten auf diese Anfragen auf einer theoretischen und einer praktischen Ebene. Auf theoretischer, vornehmlich theologischer Ebene wird die Theodizee-Frage gestellt: Wie kann ein guter, barmherziger, liebender Gott Leid zulassen? Auf der praktischen Ebene finden sich Rituale zur Gestaltung von Trauerprozessen, Gebete, die zum Ausdruck bringen, wofür die Worte fehlen, und eine Glaubensgemeinschaft, die – im Idealfall – zusammensteht.

Rituale haben sich in allen Kulturen und Religionen entwickelt, auch wenn „nur wenige Sprachen [...] entsprechende terminologische Differenzierungen hervorgebracht“ haben. (Stausberg 2004, 548) Sie kommen in verschiedensten Lebensbereichen vor, wie etwa in der Kommunikation, Politik, Pädagogik, Sport, Kunst, etc. Ein Ritual kann das gemeinsame Frühstück einer Familie sein, bei dem man sich über den Tagesplan austauscht, oder eine Trauung in einem Standesamt. Der Entwicklungspsychologe Erik. H. Erikson definiert Rituale so: „[...] behaviour to be called ritualization in man must consist of an agreed-upon interplay between at least two persons who repeat it at meaningful intervals and in recurring contexts; and that this interplay should have adaptive value for both participants.“ (Erikson 1996, 337) Rituale sind sich wiederholende Handlungen von Menschen, die in einem bestimmten Kontext eingebunden sind und Bedeutung für die Teilnehmer*innen haben. Sie schaffen dabei unter anderem Ordnung, Stabilität sowie Gemeinschaft und helfen sowohl explizit als auch implizit dabei, mit dem Leben und seinen Herausforderungen umzugehen. Zu diesen Herausforderungen gehört beispielweise auch die Bewältigung von Trauer, der Umgang mit Verlust und der Angst zu vergessen, aber auch die Bewältigung des Gedankens an die eigene Sterblichkeit.

„Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben, eine Zeit zum Pflanzen und eine Zeit zum Ausreißen der Pflanzen, eine Zeit zum Töten und eine Zeit zum Heilen, eine Zeit zum Niederreißen und eine Zeit zum Bauen, eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen, eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz; [...].“

(Bibel, Elberfelder Übersetzung: Prediger 3:1-4)

Im Text wird darauf hingewiesen, dass sowohl das Leben als auch der Tod, die Freude und die Trauer Teil der menschlichen Existenz sind, und das eine wie das andere ihre Zeit darin finden müssen bzw. werden. Verlust, Tod, Trauer werden sowohl in den meisten christlichen als auch den islamischen Traditionen als unvermeidbare Elemente im Leben einer jeder und eines jeden verstanden, die keineswegs grundsätzlich negativ gewertet werden. Sie werden als Herausforderungen, Lehrerfahrungen, Prüfungen, u. Ä. anerkannt und im Alltag nicht ausgeklammert, sondern in Ritualen miteinbezogen. Ein wichtiger Aspekt im Umgang mit Trauer spielt der im Christentum und Islam zentrale Glaube an ein Jenseits, einen Himmel, ein Paradies. Die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod, die Auferstehung der Toten, nimmt eine zentrale Rolle beispielsweise in den religiösen Begräbnisfeiern ein. Im römisch-katholischen Ritus führt der Zelebrant laut Ritualen mit folgenden Worten o. Ä. in die Feier ein: *„Wir sind zusammengekommen, um Abschied zu nehmen von unserer Schwester N. [...] Ihr Tod hinterlässt eine Lücke, die schmerzt und mit Trauer erfüllt. In dieser Stunde können wir einander trösten. Trost und Zuversicht dürfen wir schöpfen aus dem Glauben, dass der Tod nicht das Ende, sondern der Beginn eines neuen Lebens ist.“* (Die Kirchliche Begräbnisfeier 2009, 30) Bei muslimischen Begräbnissen wird üblicherweise die aus der mittelmekkanischen Periode stammende Sure 36 Jā Sīn rezitiert, in der es auszugsweise in Vers 12 heißt: *„Wir (allein) machen die Toten (wieder) lebendig. Und wir schreiben auf, was sie früher getan, und die Spuren, die sie (mit ihrem Lebenswandel) hinterlassen haben. Alles haben wir in einem deutlichen Hauptbuch (?) aufgezählt.“* (Koran, Übers. von Paret: 36:12)

Der Glaube an ein Leben nach dem Tod vermag es, wie in der Sure bereits angedeutet wird, aber nicht nur den Trauernden Trost zu spenden, sondern soll auch als Anlass genommen werden, die persönliche Lebensgestaltung zu reflektieren. Hierin findet sich ein weiterer Aspekt, der neben dem tröstenden Zuspruch durch den Auferstehungsglauben in religiösen Ritualen seinen Niederschlag findet: Das eigene Tun soll überdacht und im Bewusstsein des eigenen Todes gelebt werden.

Diesem Gedanken entspricht auch eine Interpretation des Turbans, wie er in der Zeit des osmanischen Reiches getragen wurde. Unter Muslim*innen gab es bereits früh einen Diskurs über dieses Kleidungsstück, das laut Erzählung sowohl der Prophet Muhammad, als auch die Engel trugen. In Folge entwickelten sich verschiedene Gebräuche, sodass je nach Farbe der Stand bzw. die religiöse oder politische Überzeugung unterschiede-

den werden konnte. Während des Osmanischen Reiches wurde es üblich, weiße Turbane zu tragen, die Leichentücher darstellen sollten. Das Tragen des Leichentuches auf dem Kopf als traditionelles Kleidungsstück soll beständig an den nahenden Tod erinnern und den Träger so unterstützen, moralisch gute Entscheidungen zu treffen. In der Anfang des 20. Jahrhunderts erbauten Basilika St. Antonius in Istanbul findet sich ein Bild (siehe Abbildung) im hinteren Teil der Kirche, das dieses osmanische Kleidungsstück und seine Bedeutungen in einen christlichen Kontext transferiert. Maria trägt den kleinen Jesus in ihrem Arm, der auf seinem Kopf einen weißen Turban im osmanischen Stil trägt. Dieser weist zumal als Herrschaftssymbol auf die Bedeutsamkeit Jesu hin, da auch der osmanische Sultan in dieser Kleidung dargestellt wurde. Doch auch die Interpretation des Turbans als Verweis auf die Endlichkeit des Lebens kann in einem christlichen Kontext mit der Rolle Jesu in Verbindung gebracht werden. Jesus als jener, der die Menschen vor dem Tod rettet, sie dazu aufruft, ein gutes Leben zu führen, und ihnen das ewige Leben ermöglicht.

Innā lillāhi wa innā ilayhi rāji ūn – „Wir gehören zu Gott, und zu ihm kehren wir (dereinst) zurück.“ (Koran, Übers. von Paret: 2:156) Dieser Koranvers wird üblicherweise beim Erfahren einer schlechten Neuigkeit, insbesondere bei Todesfällen, ausgesprochen. Er stellt ein kurzes Ritual dar, das aber, ähnlich wie die weniger religiös gefärbte deutsche Kondolenzbekundung: „Mein Beileid“, im Angesicht von Trauer, Menschen Worte bietet, um sich zumindest ansatzweise auszudrücken. Sowohl in muslimischen als auch in christlichen Traditionen gibt es neben gebräuchlichen Gebeten und Aussprüchen strukturierte und definierte Räume der Trauer; beispielsweise das Grab auf einem Friedhof, das nach bestimmten Mustern geschaffen und gestaltet wurde. Sowohl unter Christ*innen als auch unter Muslim*innen ist es üblich, dieses an bestimmten Feiertagen zu besuchen und der Verstorbenen zu gedenken. Anhand der Beschreibung dieses rituellen Besuches, aber auch am oben besprochenen Bild vom Turban tragenden Jesus, lässt sich erkennen, dass sich Rituale und Bräuche rund um Trauer nicht entlang theoretischer Grenzziehungen zwischen den Religionen erschöpfen, sondern ihr Umfeld und die jeweiligen bereits vorhandenen Symbole, Bräuche und Begriffe weiterführen und (neu)interpretieren. Trauer als Reaktion auf einen Verlust ist eine menschliche Reaktion, die zunächst unabhängig von weltanschaulichen Überzeugungen auftritt. Religionen können im Umgang mit dieser Emotion helfen, indem sie Trost im Glauben spenden



FRESKO IN DER BASILIKA ST. ANTONIUS IN ISTANBUL
© JULIA EITZINGER 2016

sowie Ritual anbieten, in denen das Gedächtnis erhalten, die Gegenwart aktiv gestaltet und eine hoffnungsvolle Zukunft antizipiert wird.

JULIA EITZINGER

IST DOKTORANDIN AM INSTITUT FÜR ISLAMISCHE THEOLOGIE UND RELIGIONSPÄDAGOGIK DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK UND ABSOLVIERT EINE AUSBILDUNG ZUR SOZIALPÄDAGOGIN. DAS DIPLOMSTUDIUM DER KATHOLISCHEN FACHTHEOLOGIE SCHLOSS SIE 2017 AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK AB. IHRE SCHWERPUNKTE LIEGEN IM BEREICH DER GEMEINDEPÄDAGOGIK SOWIE IN DER INTERRELIGIÖSEN RELIGIONSPÄDAGOGIK UND –DIDAKTIK. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2018.

Literatur

- Bibel. Elberfelder Übersetzung. Wittenburg/Dillen 20128.
- Erikson, Erik H., Ontogeny of Ritualization in Man. In: Philosophical Transactions of Royal Society of London 251 (1996), 337-349.
- Heilige Kongregation für den Gottesdienst (Hg.), Die Kirchliche Begräbnisfeier. In den Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Freiburg/Basel/Wien 20092.
- Koran übers. v. Rudi Paret. Stuttgart 201412.
- Kübler-Ross, Elisabeth, On Death and Dying. What the dying have to teach doctors, nurses, clergy and their own families. Oxon 2008.
- Stausberg, Michael: Ritus/Ritual. In: RGG VII 2004, 548–549.

Lehre der letzten Dinge

Gleißend die Welt umschlossen
 Im Licht
 spricht die Dunkelheit am Abend.
 Hier.
 Dort
 strahlt der Schein
 Ein Lied der alternden Sonne

Die Stunden verglimmend am Docht
 der Zeit
 Vertrocknet der Blick vom Licht des Tages
 vielleicht Nachts
 Gestillt vom Moment
 Die Sehnsucht nach gestern
 Verloren der Schmerz

Ein alter Hut
 Ein Loch.

Letzteres muss sich bewegen. Angst braucht Raum.

(Christin Figl)

Wenn blau alles wird was wir sehen) /sichtbar in blau

(Von oben nach unten fließen dunkel in hell blau. Das Meer trifft Horizont im Nebel
 Verblasst du.)

Wir treiben im Meer der Getriebe
 Um uns die Welt
 gefasst
 im Rauschen

Es stößt
 Ebbe die Flut hinaus aus dem Schlack der Vergangenheit.
 Immergleich die Sehnsucht treibt an Land

(die Farben blättern ab, am rechten Rand ein weißer Fleck)

(Christin Figl)

CHRISTIN FIGL

GEBORNEN 1992, STUDIERT PSYCHOLOGIE IM KLINISCHEN SCHWERPUNKT AN DER UNIVERSITÄT WIEN UND
 SCHREIBT GERADE AN IHRER MASTERARBEIT IN THEATER-FILM-MEDIENWISSENSCHAFTEN.
 PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2016.

Penelope Lipnig, Graz

Die Oper als Gedächtnisort am Beispiel von „La Clemenza di Tito“ Erinnern durch Antikenrezeption

Ein Rhythmus, ein Summen, und schon wird ein scheinbar ungereimter Lernstoff zu einer Melodie. Musik stützt das Gedächtnis und hilft sich zu erinnern. Dies ist wohl jedem bekannt. Es genügt bereits ein Versmaß, das weiß schon Homer. Als Sänger, als *Rhapsode*, erinnert er in Hexametern an längst Vergangenes/Erfundenes und trägt es vor, damit so manche Heldentat im Gedächtnis bleibt, so manche Lehre gezogen werden kann und manche *Herrschertugenden* (1) in Erinnerung gerufen werden.

„O welche Grossmut, o welche Huld! Wer kann so gross sich wännen? Ach, bis zu Freudentränen Rührt so viel Güte mich.“(2) Die Oper *La Clemenza di Tito*, der dieses Zitat entnommen ist, zeigt, dass eine Herrschertugend, nämlich die titelgebende *Clementia*, noch im 18. Jahrhundert die Gemüter rührt. Bis zu diesem Zeitpunkt hat die Herrschertugend (3) *Clementia* (4) aber bereits eine bewegte Geschichte hinter sich und die Erinnerung im 18. Jahrhundert an ihre ursprüngliche Form zeigt unter anderem das hier behandelte Musikwerk.

Für den mitteleuropäischen Raum empfiehlt es sich bei Homer und seiner Sicht zur *Eleos/Praotes*, lat. *Clementia*, anzusetzen, um nachempfinden zu können, was Gnade/Milde/Güte in einer Zeit, in der das Recht des Stärkeren regiert, bedeutet. Von Homer über antike *Fürstenspiegel* und Panegyrik, wie zum Beispiel über die *Clementia Caesaris* (5) bis hin zu Senecas *De Clementia* zeigt sich ein steter Wandel der *Clementia* und das Auge wird geschärft für das antike Verständnis bezüglich Gnade (6) bzw. Güte/Milde. Die Metamorphose dieser komplexen Herrschertugend geht zum Teil Hand in Hand mit dem Verhältnis der Herrschenden zur *Religio*, in der sich die *Clementia* entfaltet. Letztendlich gipfelt ihre Bedeutung in der *Clementia Austriaca* (7) der Habsburger. Auf den Höhepunkt folgt die Talfahrt und *La Clemenza* verschwindet allmählich aus den Köpfen der Menschen, sowie im Allgemeinen Tugendanforderungen an eine führende Persönlichkeit schwinden. Fürstenspiegel werden heute nicht mehr verfasst, allenfalls machiavellistische Wirtschaftsratgeber. Die Antike ist ein touristisch-ökonomischer Faktor, keine Richtschnur mehr bezüglich der Auseinanderset-

zung mit dem rechten Verhalten eines Herrschers. (8)

Das 18. Jahrhundert bzw. das sogenannte „lange 18. Jahrhundert“ beschäftigt sich intensiv mit der Antike (9) und vor allem die Oper mit ihrem Hang zur Ästhetik vergreift sich an den Bildern, die man sich von der, vor allem römischen Antike, gemacht hat. Trägt diese Erinnerung? Ist der Mensch des 18. Jahrhunderts fähig den Geist der Antike einzufangen, ist der Mensch an sich dazu fähig oder trüben anachronistische Denkmuster die Erinnerung? Gerade die Komplexität der Entwicklung der *Clementia* verlangt ein genaues Studium der Quellen. Bereits Homer thematisiert *Eleos/Praotes* (10), in der *Kyropädie* Xenophons wird sie empfohlen (11), doch realpolitischen Eingang, vor allem zu Propagandazwecken, in den Kanon der Herrschertugenden nimmt die *Clementia* erst mit Caesar. (12) Ab Seneca scheint die *Clementia* dann überhaupt die vornehmste Herrschertugend zu sein. (13) Diese Vorstellung hält sich, (14) vor allem Marc Aurel beruft sich auf die *Clementia*, und besonders zur Zeit der Soldatenkaiser erscheint diese Tugend immer wieder auf Münzen, meistens in Verbindung mit dem Namen des jeweiligen Kaisers. (15) Doch die bildliche Darstellung der *Clementia* genügt selbstverständlich nicht, sie sollte auch ausgeübt werden. So zeigt sich die *Clementia Caesaris* zum Beispiel in der Schonung Untergebener und Unterlegener oder indem man der Macht über Leib, Leben oder Eigentum Schranken setzt. Um milde zu sein, muss der Herrscher die *Crudelitas* und *Severitas* überwinden. (16) Allgemein zeigt sich Caesars Milde, der Leitbegriff seiner Innenpolitik, indem er Gegner begnadigt, sie zur Mitarbeit heranzieht und ihnen hohe Staatsstellungen verleiht. (17) Die antike *Clementia* wird des Weiteren oft im Zusammenhang mit der Mäßigung, der *Temperantia*, gesehen. So auch in der Strafordnung und im privaten Bereich vor allem bei der *Patria Potestas*. (18) Die *Clementia* zeigt sich aber ebenso in der Freigiebigkeit eines Herrschers. So sehen das beispielsweise Caesar und Seneca. (19) Seneca, der 55/56 n.Chr. *De clementia* verfasst, (20) empfiehlt unter anderem scharf und öffentlich zu retten und rät von zornigen Handlungen ab. Dieses Bild der *Clementia*

hält sich über die Jahrhunderte, bis es mit Konstantin Zeugnisse der christlichen Anerkennung der heidnischen *Clementia* gibt. (21) Die Milde zeigt nun die Christlichkeit des Herrschers, die zunehmend zur wichtigsten Herrschertugend wird. Als Herrschertugend im christlichen Sinne ist die *Clementia* eine Tugend Gottes und ihre Ausübung ein Akt der *Imitatio Dei*. So wird sie zur Pflicht eines jeden Christen, vor allem eines Herrschers. Der Herrscher soll nun möglichst bedächtig strafen und leicht verzeihen. Strafen soll er nur aus der Notwendigkeit heraus, den Staat zu lenken und zu schützen. Verzeihen soll man nicht, damit das Unrecht straflos bleibt, sondern wegen der Hoffnung auf Besserung. Außerdem soll der Herrscher die Güte Gottes nachahmen, weil auch er auf Vergebung angewiesen ist. (22) *Clementia*, *Fortitudo*, *Iustitia*, *Liberalitas*, *Pietas* sowie *Temperantia* scheinen letztendlich zur *Religio* zu verschmelzen. Im 12. Jahrhundert wandelt sich dann das Bild des idealen Fürsten weg von der Prägung durch christliche Werte, wegen des Investiturstreits, der Rezeption antiker Bildung und des Verstaatlichungsprozesses. Dies führt zu Säkularisierung der Fürstenethik. (23) Dem trotzen die Habsburger, sie kreieren ihre eigene Art der *Religio*: die *Pietas Austriaca*. Ihr zur Seite steht die habsburgische *Clementia*, die sogenannte *Clementia Austriaca*. Neben der *Pietas* nimmt sie bei den Habsburgern den höchsten Stellenwert als gottähnlich-machende Tugend ein. (24) Die *Clementia Austriaca* zieht ihre Grenzen bei Häretikern und Rebellen, denn diese sind für Verzeihung unzulänglich und durch den Tod weniger viele zu bewahren, ist auch ein Akt der *Clementia*. (25)

Sowohl die *Pietas Austriaca* als auch *Clementia Austriaca* erleben ihre Blüte in der Barockzeit. Die christliche Milde wirkt weit bis ins 18. Jahrhundert, verliert aber durch die rationaler werdende Politik an Bedeutung. Dafür tritt die antike Auffassung der *Clementia*, in Bezug auf Verzicht der Bestrafung, in den Vordergrund. So huldigt Mozart in seiner Oper *La Clemenza di Tito* der antiken *Clementia* Leopolds II. und der Habsburger. (26) *La Clemenza di Tito* wird am 6. September 1791 anlässlich der Krönung des Habsburgers Leopold zum König von Böhmen uraufgeführt. (27) Bei *La Clemenza di Tito* handelt es sich um eine von Caterino Mazzola für Mozart bearbeitete Fassung von Metastasios Libretto. (28)

Mozart inszeniert Herrschergnade indem der Protagonist Titus Gnade gegenüber dem Freund und Verschwörer Sesto sowie seinen Mitverschwörern walten lässt. (29) So wird ein Stück der antiken *Clementia* aufgeführt, die zur Lebzeit Mozarts längst ihre Bedeutung als Milde zu Gunsten der Gnade eingebüßt hat. Von Milde ist zumeist keine Rede mehr, Gnade ist das Schlag-

wort. Diese neuzeitliche Gnade zeigt Leopold bzw. zeigen seine Mutter Maria Theresia und sein Bruder Joseph II. tatsächlich zum Teil als in den 1780ern die Todesstrafe sowie die Folter abgeschafft werden. (30) Mozarts Titus zeigt seine *Clemenza* gegenüber seinen Feinden und auch indem er auf einen Tempelbau verzichtet und das Geld lieber den Vesuvopfern spendet. Außerdem verzichtet er auf die Frau, Servilia, die er liebt, da diese einen anderen liebt. (31) Die Begnadigung am Ende der Oper erinnert an die Generalamnestie, die die Habsburger, vor allem Philipp, gerne gewähren. Die antike *Clementia* scheint hingegen eher Mangelware in diesem Werk. Zwar bedeutet Güte, nach Seneca, die Mäßigung der Leidenschaft in der Macht sich zu rächen, aber es ist eben nicht richtig immer Nachsicht zu gewähren. So verübten die Verschwörer ein *crimen laesae maiestatis* und Titus übt hier eher *Venia* als *Clementia* aus. (32) Mozarts Titus ist sogar so gnädig, dass sich seine *Clemenza* mit Liebe verwechseln lässt. (33) Laut Buller zeigt die Ausübung der antiken *Clementia* den Sieg des Verstandes über die Instinkte. Und genau dies bedeutet der Aufgeklärte Absolutismus der positiv verstandenen Theorie nach: Der Verstand soll den Zorn kontrollieren und nur zum Wohl des Staates strafen. Dies wollen die Habsburger dem Volk zeigen. So eignet sich die *Clementia* wie bereits bei Caesar perfekt für Propaganda, um ein Bild der Milde, der Toleranz, etc. zu erzeugen und so das Volk unter anderem von einem Machtzuwachs abzu lenken. Mozarts Titus ist die Personifikation des imperialen Verständnisses der *Clementia* des 18. Jahrhunderts und das Volk soll durch ihn sehen, dass es bei den Habsburgern etwas Besseres als *Liberté*, *Egalité* und *Fraternité* gibt und zwar die *Clementia*. (34) So ist *La Clemenza di Tito* (35) in dieser Hinsicht nicht als Oper per se, sondern in der Absicht, die ihrer Aufführung zu Grunde liegt, eine gelungene Antikenrezeption. (36)

Mit *La Clemenza di Tito* wird ein musikalischer Fürstenspiegel (37) vorgelegt, der ganz in dieser Tradition auf einen idealisierten Herrscher verweist, an den man sich erinnert. Dass diese Erinnerung manipuliert und verfälscht ist, tut dem Zweck der Oper, Leopold an Gnade zu erinnern, keinen Abbruch. Die Erinnerung an die Antike lebt, die Antike lebt und bleibt unter anderem durch die Oper im steten Gedächtnis.

Trümpi schreibt, dass Mozart an eine Selbstlosigkeit und Gnade eines Herrschers erinnert, die es so selbstverständlich nie gegeben hat. (38) Er erinnert mit erhobenem Zeigefinger, aber er erinnert und das sollte man stets tun. Sich erinnern, auch an Dinge, die man nicht selbst miterlebt hat, sich erinnern, an das Menschsein - vor allem auch in der heutigen Zeit - und, dass man sich immer schon um gewisse Werte sorgte, ob als

Herrschender oder Untertan, als Mensch.

Wer sich in dieses Thema vertiefend einlesen möchte, dem sei Trümpfi Fritz, Herrschergnade als neutralisierter Erinnerungsort. Rezeptions- und Bearbeitungsstationen von Mozarts/Mazzolàs Opera Seria ‚La Clemenza di Tito‘ am Übergang zum 19. Jahrhundert sowie Willaschek Wolfgang, Mozart Theater. Vom ‚Idomeneo‘ bis zur ‚Zauberflöte‘ nahegelegt. Wobei letzteres Werk, imposant geschrieben und für einprägsame Zitate geeignet, sehr subjektiv und künstlerisch geschrieben ist und die Schlussfolgerungen mit Vorsicht zu genießen sind. Einen guten Überblick verschafft der sorgfältig recherchierte Artikel von Buller Jeffrey L. From ‚Clementia Caesaris‘ to ‚La Clemenza di Tito‘.

PENELOPE LIPNIG

GEBOREN 1989, ABSOLVIERT DAS BACHELORSTUDIUM GESCHICHTE. NACH DER GEBURT IHRES SOHNES ANTON TELEMACHOS PAUSIERTE SIE EIN JAHR VOM STUDIUM UND STEHT NUN KURZ VOR ABSCHLUSS IHRES MASTERSTUDIUMS. NEBENHER STUDIERT PENELOPE ALTE GESCHICHTE. SIE ARBEITETE U.A. ALS WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERIN AUF STUDENTISCHER BASIS AM INSTITUT FÜR GESCHICHTE UND WIRD AB HERBST AM SELBEN INSTITUT ALS STUDIENASSISTENTIN ARBEITEN. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2019.

(1) Von Herrschertugenden per se kann man bei Homer noch nicht sprechen. Es sind viel mehr Werte, die ein führender Mann besitzen soll.

(2) Die Milde des Titus, 12. Auftritt. In: <http://www.opera-guide.ch/opera.php?uilang=de&id=253#synopsis> (am 10.12.2018).

(3) Die *Clementia*, griech. *Eleos/Praotes*, gilt als eine der Herrschertugenden, die in Fürstenspiegeln niedergeschrieben und in panegyrischen Werken gepriesen werden. Nicht selten kommt es zu einer Vermischung der beiden Literaturgattungen. Der Begriff „Fürstenspiegel“ für diese Literaturgattung wird erst durch Viterbos *Speculum Regum* geprägt. Vgl. Schulte J. Manuel, *Speculum Regis. Studien zur Fürstenspiegel-Literatur in der griechisch-römischen Antike* (=Antike Kultur und Geschichte, Bd. 3). Münster 2001, 10. (Im Folgenden Schulte, *Speculum Regis*, 10.)

Zum Tugendkanon für Herrscher gehören *auctoritas, clementia, constantia, felicitas, fides, fortitudo, liberalitas, pietas, potestas* und *prudentia*. Vgl. hierzu Edlinger Astrid/ Raffler Marliese, Höfische Erziehung. In: Edlinger Astrid/Raffler

Marliese (Hgg.), *Der Schüler Ferdinand. Unterrichtstafeln für die "jüngeren" Erzherzöge aus den Sammlungen des Joanneums*. Graz 2012, 41. (Im Folgenden Edlinger/Raffler, *Der Schüler Ferdinand*.)

Zur Entwicklung eines Tugendkanons ab Xenophon siehe Schulte, *Speculum Regis*, 120-122.

(4) Die Tugend *Clementia* ist die Personifikation von Milde. Meist wird sie als stehende Matrone mit Opferschale und Zepter dargestellt, manchmal lehnt sie an einer Säule. Die griechische Personifikation *Eleos* hatte angeblich einen Altar in der *Agora* in Athen. Aust Emil: *RE IV* (1901) 20 s.v. *Clementia*. Eine neuzeitliche Darstellung der *Clementia* findet sich z.B. in Schloss Eggenberg.

C. J. Classen: *LAW* (2001) 802 s.v. *eleos*

(5) Über Caesars *Clementia* schreiben z.B. Plutarch und Sueton. *Plut.Caes.* 34,7; 57,4 und *Suet.Caes.* 74 und 75

Als Sekundärliteratur zum Verständnis der *Clementia Caesaris* siehe z.B. *Baltrusch Ernst* (Hg.), *Caesar* sowie *Dowling Melissa B.*, *Clemeny and Cruelty in the Roman World* sowie den Artikel von Konstan David *Clemency as a Virtue*.

(6) Eigentlich heißt Gnade *Venia*, aber *Clementia* wird nur zu gern mit Gnade übersetzt.

(7) Als weiterführende Literatur zur *Clementia Austriaca* empfiehlt sich *Pokorny Veronika*, *Clementia Austriaca. Studien zur Bedeutung der Clementia Principis für die Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert* und für die *Pietas Austriaca* *Coreth Anna*, *Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock*.

(8) Dies soll keine Verklärung der Antike sein, sondern lediglich ein Hinweis darauf, dass theoretische Abhandlungen zum gewünschten tugendhaften Verhalten eines Herrschers Mangelware bzw. scheinbar obsolet geworden sind.

(9) Auch hier bereits auch aus *touristischen* Gründen.

(10) Beispielsweise zeigt Achill Mitleid mit dem trauernden Priamos, Odysseus verschont die Unbeteiligten bei seiner Rache. Im Krieg um ihr Leben Flehende werden allerdings nicht verschont, hier regt sich kein Mitleid, dies würde der Norm homerischen Gesellschaft widersprechen.

(11) Vgl. dazu z.B.: „Darauf erwiderte Araspas: ‚Du bleibst Dir doch auch hier, wie immer, gleich, und bist nachsichtig und verzeihend gegen menschliche Fehler; [...]‘“ *Xen.Kyr.* 6, 1

(12) Aust Emil: *RE IV* (1901) 20 s.v. *Clementia*

Bloch René: *DNP III* (1997) 31 s.v. *Clementia*
Buller Jeffrey L., *From Clementia Caesaris to La Clemenza di Tito*. In: Schmelting Gareth/Mikalsen John D. (Hgg.), *Qui Miscuit Utile Dulci*. Festschrift Essays for Paul Lachlan MacKendrick. Illinois 1998, 73. (Buller, *From Clementia Cae-*

saris to *La Clemenza di Tito*, 73.)

Dowling Melissa B., Clemency and Cruelty in the Roman World. USA 2006, 19 und 23. (Im Folgenden Dowling, Clemency and Cruelty.)

Edlinger/Raffler, Der Schüler Ferdinand 45 f.

Schulte, *Speculum Regis*, 204.

Caesar zeigt seine hochgelobte Milde, z.B. im Jahr 49 v. C. gegenüber Pompeius. Zu weiteren Akten der *Clementia* siehe auch Buller, *From Clementia Caesaris to La Clemenza di Tito*, 72 f. Nach Caesars Ermordung verbreitet sich das Gerücht, dass seine *Clementia* ihm das Leben gekostet hat. Peter R.: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie* I (1965) 911 s.v. *Clementia*

Siehe zum Lob der Zeitgenossen z.B. Cic. Marcell. und Plin. NH 7, 25 f. Zu Cicero sei angemerkt, dass er sowohl auf negative als auch positive Weise über Caesars *Clementia* schreibt. Siehe hierzu z.B. Cic. Att. und Konstan David, Clemency as a Virtue. In: *Classical Philology* 100/4 (2005), 337. Caesars *Clementia* wird allgemein nicht nur positiv gesehen. Cato z.B. empfindet Caesars allseits bekannte Milde als schlimmer als den Tod. Cass. Dio 43, 10.1-3 Der Senat hingegen beschließt sogar Caesar und der *Clementia* einen Tempel zu errichten. Aust Emil: *RE* IV (1901) 20 s.v. *clementia* // Bloch René: *DNP* III (1997) 31 s.v. *clementia* // Konstan David, Clemency as a Virtue. In: *Classical Philology* 100/4 (2005), 341. // Peter R.: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie* I (1965) 911 s.v. *Clementia* // Cass. Dio 44, 4.5 // Suet. Caes. 57.4

(13) Ubl Karl, *Clementia* oder *severitas*. Historische Exempla über eine Paradoxie in der Tugendlehre in den Fürstenspiegeln Engelberts von Admont und seiner Zeitgenossen. In: Reinle Christine/Winkel Harald (Hgg.), *Historische Exempla in Fürstenspiegeln und Fürstenlehren*. Frankfurt am Main 2011, 34. (Im Folgenden: Ubl, *Clementia* oder *severitas*.)

Aber bereits unter Tiberius errichtet man der *Clementia Caesaris* einen Altar. Unter Caligula findet jährlich eine Opferdarbringung statt. Aust Emil: *RE* IV (1901) 20 s.v. *clementia* // Buller, *Caesaris to La Clemenza di Tito*, 74. // Peter R.: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie* I (1965) 911 s.v. *Clementia*

(14) Buller, *Caesaris to La Clemenza di Tito*, 74.

(15) Dowling, *Clemency and Cruelty*, 336, Anm. 39.

Peter R.: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie* I (1965) 912 s.v. *Clementia*

(16) Edlinger/Raffler, Der Schüler Ferdinand, 45.

Allerdings wird *Severitas* auch in manchen Fäl-

len als Tugend verstanden. Dowling, *Clemency and Cruelty*, 7. // Ubl, *Clementia* oder *severitas*, 25. Auch Seneca sieht dies in manchen Fällen so.

(17) Pokorny Veronika, *Clementia Austriaca*. Studien zur Bedeutung der *clementia Principis* für die Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert. In: *MIÖG* 86 (1978), 310. (Im Folgenden: Pokorny, *Clementia Austriaca*.)

(18) Edlinger/Raffler, Der Schüler Ferdinand, 45.

Dowling, *Clemency and Cruelty*, 16.

(19) Edlinger/Raffler, Der Schüler Ferdinand, 45 und 48.

(20) *De clementia* soll zugleich Mahnung an den Kaiser, Propaganda sowie Eigenlob sein und Nero zu einer milden Regierungsform hinführen. Seneca selbst schreibt, dass es seine Intention sei, Nero in diesem Werk - wie in einem Spiegel - zu zeigen wie er die höchste Freude erlangen könne. Sen. clem. 1, 1.1 Er will Nero u.a. zeigen, dass die größte Freude darin besteht, die göttliche Macht Menschen zu schonen auszuüben. Die *Clementia* ist für Seneca die den Menschen angemessenste Tugend. Die göttliche Macht der *Clementia* bestehe darin scharenweise und öffentlich zu retten. Des Weiteren bedeute Güte die Mäßigung der Leidenschaft in der Macht sich zu rächen oder die Sanftheit des Überlegenen gegen den Niederen in der Bestimmung der Buße. Auch sei es nicht richtig immer Nachsicht zu gewähren. Man müsse Mäßigung anwenden, denn es sei ebenso Rohheit allen zu verzeihen, wie keinem. Ein Herrscher müsse Maß halten. Im Gegensatz zur *Clementia* steht die Grausamkeit. Grausam ist, wer ohne Maß straft. Wilder und unerbittlicher Zorn ziemt sich nicht für einen Herrscher und ein König tötet nur für den öffentlichen Nutzen. Über Sklaven soll dieser maßvoll gebieten, sie schonen. Neben der Grausamkeit soll das Mitleid, *Misericordia*, vermieden werden. Er unterscheidet außerdem zwischen Milde und Gnade. Gnade, *Venia*, ist Erlass verdienter Strafe und somit nicht wünschenswert. So sieht Seneca Strenge, *Severitas*, als Tugend. Die Güte verschont nur jene, denen nichts anderes hätte widerfahren dürfen. Sie ist stattlicher und abgerundeter als Gnade. Sen. clem. 1, 1.1; 1, 1.6; 1, 2.1; 1, 3.2 f.; 1, 5.6; 1, 10.3; 1, 11.1; 1, 12.1; 1, 13.1; 1, 18.1; 1, 26.5; 2, 3.1; 2, 4.1-4; 2.7.1; 2, 7.3

21 Pokorny, *Clementia Austriaca*, 311.

In nachkonstantinischer Zeit ist die Verschmelzung heidnischer und christlicher *Clementia* in dem Gesetzesrecht erkennbar. Das *Osteramnestiegesetz* verkündet 386 n.C. Straferlass und Strafmilderung im Namen der, von den Vorfahren überlieferten, *Clementia*. Die *Clementia* steht aber nicht nur im Zusammenhang mit Bestrafung. Im *Codex Justinianus* wird sie an Stellen der Verbesserung des rechtlichen Status be-

stimmter Personen oder Gruppen erwähnt, sowie bei der Fürsorge für das Allgemeinwohl. Hier lässt sich wieder die Verschmelzung der *Clementia* und der *Liberalitas* erkennen. So genügt es nicht Leben zu schenken, man muss auch eine Existenzgrundlage schaffen. Pokorny, *Clementia Austriaca*, 312.

(22) Edlinger/Raffler, *Höfische Erziehung*, 48.

Pokorny, *Clementia Austriaca*, 311 f.

(23) Ubl, Engelbert von Admont, 59.

Die Renaissance und mit ihr der Humanismus zeigen der *Religio*, die bereits seit dem 12. Jahrhundert schwindet, mehr oder weniger die *kalte Schulter*. Die Philosophie dieser Zeit verlagert die Tätigkeit Gottes in Bezug auf Formung der Welt und des Menschen hin zur Aktivität des Menschen. Vgl. hierzu Münkler Herfried, Machiavelli. Die Begründung des politischen Denkens der Neuzeit aus der Krise der Republik Florenz. Frankfurt a.M. 1984, 313.)

(24) Edlinger/Raffler, *Höfische Erziehung*, 44, Anm. 23.

Laut Buller verstehen die Habsburger ihre *Clementia* exakt wie Caesar die seinige und so wird sie auch zur Zeit der Habsburger zu Propagandazwecken verwendet und um zu zeigen, dass man das Recht hat zu strafen und zu vergeben. Buller, *Caesaris to La Clemenza di Tito*, 76.

(25) Coreth, *Pietas Austriaca*, 14.

(26) Trümpi Fritz, *Herrscher gnade* als neutralisierter Erinnerungsort. Rezeptions- und Bearbeitungsstationen von Mozarts/Mazzolàs Opera *Seria La Clemenza di Tito* am Übergang zum 19. Jahrhundert. In: Glanz Christian/Mayer-Hirzberger Anita (Hgg.), *Musik und Erinnern*. Festschrift für Cornelia Szabó-Knotik. Wien 2014, 243. (Im Folgenden Trümpi, *Herrscher gnade*.)

(27) Trümpi, *Herrscher gnade*, 243.

Willaschek Wolfgang, *Mozart Theater*. Vom „Idomeneo“ bis zur „Zauberflöte“. Stuttgart 1996, 358. (Im Folgenden Willaschek, *Mozart Theater*.)

28 Buller, *Caesaris to La Clemenza di Tito*, 76.

Trümpi, *Herrscher gnade*, 245.

Willaschek, *Mozart Theater*, 358 und 364.

Das Libretto des Hofdichters Metastasio wird 1734 von Antonia Caldara als Huldigung an Kaiser Karl VI. komponiert und gilt als absolutistische Herrschaftsverklärung. Das Werk wird wegen der Krönung Karl VI., anlässlich seines Namenstags, 1734 erstmals aufgeführt und vertont. Trümpi, *Herrscher gnade*, 246.

(29) Trümpi, *Herrscher gnade*, 243.

Inszenierte *Herrscher gnade* ist ein typisches Merkmal der *Opera Seria*. Diese Operngattung ist im Allgemeinen gekennzeichnet durch ihre auf Herrschertugenden fixierte Stofflichkeit. Eine

Oper dieser Gattung endet meist mit einer Begnadigung durch einen geläuterten Despoten, der dem realen, die Oper finanzierenden und als Schirmherr fungierenden, nachempfunden ist. Trümpi, *Herrscher gnade*, 243 und 246.

(30) Buller, *Caesaris to La Clemenza di Tito*, 81. // Trümpi, *Herrscher gnade*, 243.

In den Gesetzestexten zu Zeiten Maria Theresias findet sich Gnade, aber auch Güte und Milde. So erinnern diese Gesetzestexte an die römische Antike, in der man sich auch kaum auf ein Vokabel diesbezüglich einigen konnte.

Siehe hierzu auch das Natur- und Völkerrecht sowie das Deutsche Staats- und Lehnrecht (= Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen XXVIII). Köln/Opladen 1964. In Kapitel 21 „Erforderliche Eigenschaften eines Regenten“, Par. 3, wird die „Milde“ als eine der wichtigsten Tugenden neben Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Großmut, Tapferkeit und Freigiebigkeit angeführt und festgehalten, dass der Herrscher ein gutes Beispiel sein und Tugenden wirklich ausüben soll. Der dritte Paragraph „Vom Recht des Siegers“ im achten Kapitel des Buchs „Worin das allgemeine natürliche Völkerrecht, d.i. die Pflichten freier Fürsten, Staaten und Völker, abgehandelt werden.“ stellt einen klaren Bruch mit der Antike dar. Hierin heißt es, dass man unterlegene Feinde nicht versklaven soll und Kriegsgefangene im Austausch oder gegen Lösegeld freilassen soll. Sklaverei ist im antiken Verständnis eine Form der *Clementia*. (Zur Sklaverei als Schonung vgl. z.B. Dowling, *Clemeny and Cruelty*, 5.) Par. 5 ergänzt, dass in äußersten Fällen, wie Unmenschlichkeit eines gefangenen Feindes, keine Gnade gewährt werden darf und man ihn töten soll.

Trümpi, *Herrscher gnade* 245.

Sueton schreibt, dass Titus Flavius Vespanianus (39-81 n.C.) sich u.a. durch Hilfsmaßnahmen für die Vesusopfer sowie durch seine Freigiebigkeit auszeichnet. Er beendet den Bau des Amphitheaters (Kolosseum) und lässt Thermen bauen sowie viele Gladiatorenspiele und Tierhetzen veranstalten. Seine Fürsorge zeigt er des Weiteren als nach einem Brand in Rom eine Seuche ausbricht. Titus hat sich so viel Ruhm erworben, so der antike Autor. Dass Titus Denunzianten öffentlich auspeitschen und versteigern lässt, schadet dem positiven Bild nicht. Suet.Tit.3; 4,1; 6; 7,1; 7,3; 8,3; 8,5 Wichtig ist Sueton vor allem „Daß er (Titus, Anm.), wie er behauptete, das Oberpontifikat annahm, um seine Hände rein zu halten, (dies) bewies er durch die Tat, und danach wurde niemand auf seine Veranlassung oder mit seinem Wissen getötet, obgleich es mitunter an Gründen zur Rache nicht fehlte, vielmehr schwor er immer wieder, er werde eher selbst zugrunde gehen als jemanden zugrunde richten.“ Suet.Tit. 9,1 Und

obwohl sein Bruder Domitian ihm nach dem Leben trachtet, tut der Kaiser nichts, was Domitian verletzt oder seine Ehre schmälert, so Sueton. Suet.Tit. 9,3 Dass es tatsächlich zu einem Anschlag gekommen ist, ist nicht überliefert. Des Weiteren muss man v.a. bei den antiken Autoren die Intention ihrer Arbeit im Auge behalten.

Cassius Dio schreibt über Titus' Aufrichtigkeit und Selbstbeherrschung sowie, dass niemand während seiner Regierung hingerichtet wird. Er erwähnt auch die Hilfsmaßnahmen des Kaisers sowie die Errichtung von Bädern und des Amphitheaters. Cass. Dio, Epitome des Buchs 66 1; 19,1; 3a; 24,3 f. und 25,1

(32) Willaschek geht sogar so weit, von einer Perversion der Milde zu schreiben. Willaschek, Mozart Theater, 359.

(33) Vitellia antwortet auf Titus Frage, was der Grund für ihren Hass gegen ihn sei: „Deine Güte. Ich hatte sie für Liebe gehalten.“ Willaschek, Mozart Theater, 368.

(34) Buller, *Clementia Caesaris to La Clementia di Tito*, 77-79, 81 und 83.

(35) In der 2.H.d.19. Jhd. verschwindet Tito allmählich, aber nie gänzlich. So wird das Werk dann zunehmend verdeutscht, u.a. wird aus Tito König Garibaldi. Trümpi, Herrschergnade, 246, 250-252 und 257 f.

(36) Das Bühnenbild bei Mozarts Inszenierung gibt auch Aufschluss über den Blick des 18. Jhd. auf die Antike, so ähnelt das Amphitheater einem Opernhaus des 19.Jhd. Willaschek, Mozarttheater, 361.

(37) Zur Oper also als Fürstenspiegel vgl. die Beschreibung der *opera seria* im Aufgeklärten Absolutismus bei Trümpi, Herrschergnade, 244 f.

(38) Trümpi, Herrschergnade, 244 f.

Natalie Sandner, Wien

Kollektives Gedächtnis und nationale Identität

Die Rezeption Paisij Hilendarskis in ihrer Bedeutung für das bulgarische Selbstbewusstsein im 19. Jahrhundert

Der französische Soziologe Maurice Halbwachs prägte in den 1920er Jahren den Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“, der bald in verschiedenen Disziplinen Anwendung fand. Halbwachs war der Ansicht, dass es persönliche Erinnerung im engen Sinne nicht gebe, sondern unser aller Erinnerung durch unser Umfeld geprägt und beeinflusst sei.

Das kollektive Gedächtnis lässt sich genauer entweder als kommunikatives oder kulturelles Gedächtnis bezeichnen, wobei sich Ersteres mündlich fortsetzt und etwa drei Generationen überdauert – so lange sich lebende Menschen gewisser Ereignisse entsinnen. Das kulturelle Gedächtnis bewahrt sich in Schriften oder Abbildungen. Es bildet einen gemeinsamen ‘Erinnerungsschatz’ von Personengruppen, der auch dann wirksam ist, wenn ein konkretes Dokument nicht rezipiert wurde (man denke an bestimmte Werke der Literatur, die in unserer Kultur auch für jene von Bedeutung sind, die sie nicht gelesen haben).

Dieses geteilte, gemeinsame Gedächtnis aber wächst nicht zufällig, sondern ist stets konstruiert und es wird immer, ob bewusst oder nicht, eine Auswahl getroffen, welche Elemente relevant, interessant oder erwünscht sind. Die Auswahl ist beeinflusst vom Selbstbild der Gruppe, deren Identität über die Erinnerung dynamisch entwickelt wird. Besonders deutlich ist dies bei Gebilden wie Nationalstaaten, Kirchen oder Firmen. Diese „haben“ kein Gedächtnis, sondern bilden sich eines durch Zeichen, ausgewählte Texte, Riten und dergleichen.

Während das individuelle Gedächtnis anschlussfähig und vernetzt ist, dient das kollektive Gedächtnis in erster Linie der Abgrenzung von anderen Gruppen: Identitätsstiftende Nationalmythen enden häufig an Staatsgrenzen, und dasselbe historische Ereignis hat in verschiedenen Kontexten ganz verschiedene Bedeutungen.

Mythen und Legenden haben zudem eine narrative Struktur und oft eine klare Aussage, wodurch sie sich verallgemeinern lassen und durch Mechanismen wie Wiederholungen ähnlicher Inhalte in anderer Form über Generationen tradierbar werden.

Die zentrale Gemeinsamkeit, die individuelles und kollektives Gedächtnis aber teilen, ist die Tatsache, dass beide nicht auf Vollständigkeit ausgelegt sind – Vergessen und Nicht-Sehen sind

wichtige Teile ihrer Funktion. Nietzsche versteht den „Horizont“ einer Person als standpunktgebundene Eingrenzung des Sichtfelds, und Erinnern und Vergessen als Resultat der ‘plastischen Kraft’ des Gedächtnisses. Erst solche Filter ermöglichen laut ihm die Bildung des Charakters oder, soziologisch gesprochen, der Identität.

Eine Sonderform des kollektiven Gedächtnisses ist das nationale Gedächtnis. Es sucht Bezugspunkte in der Geschichte, die das positive Selbstbild der Nation stärken sollen. Was nicht ins Bild passt, wird ausgeblendet. Das bedeutet aber nicht, dass nur im engeren Sinne ruhmreiche Momente Beachtung finden – auch Niederlagen werden einbezogen. So findet etwa die Niederlage auf dem Amselfeld 1389 Eingang in den serbischen Heiligenkalender.

Das kollektive Gedächtnis steht unter emotionalem Druck und eine Opferrolle kann in der Semantik eines heroischen Selbstverständnisses verarbeitet werden. Nach einer ähnlichen Logik spricht man in Bulgarien bis heute von der Zeit unter osmanischer Herrschaft als Zeit der „Unterjochung“ oder „Knechtschaft“.

Was weniger leicht im kollektivem Gedächtnis Platz findet, sind Empfindungen wie Schuld oder Scham. (In jüngerer Zeit weicht dies jedoch auf, da ein neues Bewusstsein für die Langzeitfolgen traumatischer Geschichtserfahrungen entstanden ist.)

Unter diesen Gesichtspunkten wende ich mich nun der bulgarischen Geschichte zu. Mit der Eroberung Tarnovos 1393 war das Ende des zweiten bulgarischen Reiches besiegelt und nach dem Fall Nikopols 1396 gehörte das gesamte Territorium des heutigen Bulgariens zum osmanischen Reich und blieb es ein halbes Jahrtausend. In dieser Zeit geschieht einiges an kultureller Entwicklung, die Bulgarien und das bulgarische kollektive Gedächtnis prägen. Im 18. Jahrhundert, nach 350 Jahren osmanischer Herrschaft, ist die Verwaltungssprache osmanisches Türkisch. Die christliche Kirche in Bulgarien gehört dem griechischen Patriarchat an und im griechisch geprägten geistlichen Bereich findet auch höhere Bildung statt. Die griechische Sprache hat somit ein hohes Prestige im gerade erst aufkommenden Bürgertum, sie steht für Wohlstand und Weltgewandtheit, und das Türkische bringt zusammen mit dem kulturellen Beitrag der Osmanen viele Begriffe aus Alltag, Küche und Haushalt mit sich,

die bis heute im Bulgarischen alternativlos sind. Slawisch wird in erster Linie in den Dörfern gesprochen und hat keine offizielle Grammatik. Desislava Lilova spricht von einem „bulgarischen Minderwertigkeitskomplex“, der auf einen wahrgenommenen zivilisatorischen Rückstand gegenüber den Osmanen sowie den Griechen fokussiert. Zwar finden in Griechenland ähnliche Auseinandersetzungen mit nationaler Identität statt, doch hier blickt man – anders als in Bulgarien, wo man sich selbst als Barbaren sieht – auf eine mächtige antike Hochkultur zurück, als im 19. Jahrhundert die Ära der europäischen Nationalismen erblüht.

Vor diesem Hintergrund beginnt nun eine Epoche, die auf Bulgarisch *vъzrăždane*, „Wiedergeburt“, also wörtlich „Renaissance“, genannt wird. Der Begriff selbst verweist auf etwas schon Gewesenes, Vergangenes, und aktiviert so das Gedächtnis. Er setzt sich im damaligen Diskurs gegenüber den Begriffen *probŭždane* (Erweckung) und *vъzkresenie* (Auferstehung) durch.

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden zumeist drei Felder erkannt, auf denen sich die „wiedergeburtliche“ Auseinandersetzung abspielt:

Ein Feld ist die Bemühung um Bildung in der Volkssprache. Abgesehen von griechischsprachiger Ausbildung gab es bislang nur so genannte Zellschulen (nach der Klosterzelle), wo junge Kinder von Geistlichen unterrichtet wurden – allerdings nur in der kirchenslawischen Tradition, und ohne Schriftlichkeit der lebendigen Verkehrssprache. Diese ist, wie erwähnt, zu der Zeit noch nicht standardisiert und wird als „Slawobulgarisch“ bezeichnet, was erkennen lässt, dass trotz des begrenzten Gebrauchs ein Bewusstsein für die ‚eigene‘ Sprache besteht, die sich von der gemeinsamen südslawischen Tradition unterscheidet. Ein Bildungssystem braucht auch eine einheitliche Sprache, wodurch die Kodifizierung (Standardisierung in Grammatiken und Wörterbüchern) des Neubulgarischen ein weiteres zentrales Thema wurde. Das erste bulgarischsprachige Gymnasium eröffnet Vasil Aprilov 1835 in der Stadt Gabrovo, im selben Jahr erscheint die erste Grammatik der neubulgarischen Sprache, verfasst durch Neofit aus dem Kloster Rila.

Der zweite zentrale Schauplatz der Wiedergeburt ist der Kampf um kirchliche Unabhängigkeit. (Die politische Brisanz dieser Bemühungen lässt sich mit Blick auf die erst kürzlich eingerichtete eigenständige ukrainisch-orthodoxe Kirche ahnen.) Das bulgarische Exarchat wird im Jahr 1870 eingerichtet und bestimmt einerseits bereits das Territorium, auf das sich weitere Fragen der nationalen Entwicklung beziehen, andererseits eröffnet es einen neuen Gebrauchskontext für eine lebendige bulgarische Umgangssprache, etwa für Predigten (denn die heilige Schrift wird in ihrer altkirchenslawischen Übertragung rezipiert).

Das dritte Feld ist der Aktivismus für einen unabhängigen Nationalstaat, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders aufflammte. Nach dem russisch-türkischen Krieg wurde 1878 Bulgarien zunächst unter russischer Verwaltung unabhängig vom osmanischen Reich, und ein Jahr darauf als eigenständiger Staat.

Diese Zeit gilt als sichtbarer Endpunkt der „Wiedergeburt“, ihr Ausgangspunkt jedoch wurde gewissermaßen im Nachhinein gesucht und an dieser Stelle eine Schrift des Mönchs Paisij aus dem Kloster Hilendar angenommen, die Slawobulgarische Geschichte.

Paisij wurde 1722 geboren und gelangte 1745, nach vorigem Aufenthalt in Rila, auf den Berg Athos in das berühmte Hilendar-Kloster, ein wichtiges gesellschaftliches Zentrum jener Zeit, wo sein Bruder Abt war. Nicht nur geriet er mit zahlreichen Intellektuellen in Kontakt, sondern hatte auch die Möglichkeit zu reisen und im habsburgischen Karlowitz Quellen für sein Hauptwerk zu sammeln, das er 1762, elf Jahre vor seinem Tod, fertigstellt und das ab 1764 handschriftlich kopiert wird. Gedruckt wurde die slawobulgarische Geschichte, eines der ersten historiographischen Dokumente über Bulgarien, zum ersten Mal 1844 in Bukarest, als in Bulgarien selbst keine Möglichkeit bestand, derartige Texte zu drucken.

Das Buch ist in einer Mischung aus Kirchenslawisch und der Volkssprache verfasst; der Autor versuchte als einer der ersten, die neubulgarische Sprache schriftlich zu verwenden. Inhaltlich ist ein Hauptmerkmal der wiederkehrende Verweis auf die ruhmreiche Vergangenheit bulgarischer Herrscher und bulgarischer Kultur, wie auf die so genannten Slawenapostel Kyrill und Method, die das erste slawische Alphabet, die Glagolica, entwickelten und in Mähren als Missionare lehrten. Paisij erinnert daran, dass Slawisch (Altbulgarisch) nach Hebräisch, Griechisch und Latein die vierte ‚heilige‘ Sprache war, in die die Bibel übertragen wurde.

Hier einige Beispiele aus der deutschen Übersetzung der slawobulgarischen Geschichte:

„Es ist euch vonnöten und nützlich, die Taten eurer Väter zu kennen, wie alle anderen Völker ihr Geschlecht, Sprache und Geschichte kennen... Für euch schrieb ich das, was von eurem Geschlecht und von eurer Sprache bekannt ist.“

„Schreibt diese Geschichte ab und lasst sie abschreiben... Hütet sie, damit sie nicht in Vergessenheit geriet. Aber einige begehren nichts über ihr bulgarisches Volk zu wissen, sondern wenden sich fremder Kultur und einer fremden Sprache zu und sorgen sich nicht um ihre bulgarische Sprache, sondern lernen griechisch lesen und sprechen und schämen sich, sich Bulgaren zu nennen.“

„Oh, du Uneinsichtiger und Schwachsinniger, weshalb schämst du dich, dich Bulgare zu nennen und liest nicht in deiner Sprache und sprichst sie nicht? Als ob die Bulgaren kein Königreich und keinen Staat gehabt hätten? Sie

haben viele Jahre lang geherrscht, waren ruhmreich und berühmt in der ganzen Welt und haben viele Male die starken Römer (Byzantiner) die die weisen Griechen gezwungen, Tribute zu zahlen... Sie haben Herrscher und Könige gehabt... Von allen Slawen waren die Bulgaren die ruhmreichsten, zuerst haben sie einen Zaren gehabt, zuerst haben sie einen Patriarchen gehabt, zuerst haben sie das Christentum angenommen."

"Du, Bulgare, lass dich nicht verführen, kenne dein Volk und deine Sprache und lerne in deiner Sprache."

Das Wort, das Paisij für das oben stehende „Volk“ verwendet, ist *rod*, das etymologisch auf genetische Verwandtschaft verweist und so in der semantischen Projektion parallel zum lateinischen *natio* gesehen werden kann. Bereits hier wird dieser ethnisch konnotierte Volksbegriff mit einer eigenen Sprache in Verbindung gebracht – ganz im Sinne der in Europa besonders von Herder populär gemachten romantischen Gedanken über Sprache und „Wesen“ der Nation.

Das vorletzte Zitat lässt an den oben erwähnten Minderwertigkeitskomplex denken, der dem Autor sichtbar gewesen zu sein scheint – wie als Rechtfertigung wird auf vergangene Großtaten verwiesen, die er mit dem ganzen bulgarischen Volk bis in seine Gegenwart (und darüber hinaus) identifiziert. Es wird deutlich, welche Funktion das Gedächtnis einnimmt, das hier sehr bewusst heraufbeschworen wird: aus vergangenem Glanz soll Selbstbewusstsein in einem von Unterwerfung und geringem Prestige der eigenen Kultur geprägten Kontext geschaffen werden.

Mitte des 18. Jahrhunderts aber erscheint diese Schrift in ein Vakuum hinein. 60 Jahre, bevor die Wiedergeburt zum großen gesellschaftlichen Thema wurde, gab es wenige vereinzelt 'Erwecker', und die Rezeption war – auch bedingt durch die damaligen Reproduktionsmechanismen – begrenzt. Ein Hauptfaktor, der die Bedeutung Paisijs für das bulgarische Nationalbewusstsein definiert, ist also seine spätere Entdeckung, bei der der Intellektuelle Marin Drinov eine zentrale Rolle spielt. Drinov war Professor, Mitbegründer der bulgarischen Literaturgesellschaft, Aufklärungsminister zur Zeit der russischen Verwaltung 1878–79 und führte 1899 das reformierte kyrillische Alphabet mit 32 Buchstaben ein, das bis zur großen Rechtschreibreform 1945 in Gebrauch war. 1871, also zu einem Zeitpunkt als diese Ära sich bereits ihrem Ende nähert, veröffentlicht er einen Artikel, der Paisij an den Anfang der bulgarischen Renaissance und Unabhängigkeitsbewegung setzt. Diese Perspektive wird von weiteren führenden Intellektuellen der Zeit wie Ivan Šišmanov und Bojan Penev übernommen, die noch im 19. Jahrhundert einige Hauptlinien der Interpretation popularisieren. Hierzu gehören die Ansicht, dass Paisij 'allen (Bulgaren) gehöre', also nicht für eine begrenzte Gruppe spreche, und die drei Elemente Sprache, Geschichtsbewusstsein (Gedächtnis) und Heimatland

(Territorium) bereits in der slawobulgarischen Geschichte zu identifizieren seien, die den Rahmen des späteren Diskurses abstecken. Obwohl bei Paisij kein explizit antiosmanischer Kommentar zu finden ist, wird der Vergleich zwischen glorreicher Vergangenheit und trister Gegenwart bald in diese Richtung ausgelegt, und schon bald wird hier nicht nur ein politischer Inhalt gesehen, sondern dieser auch bis hin zur Legitimation staatsnationalistischer Aufrufe als transhistorisch wahrgenommen. Paisijs Werk wird von einer breiten Gesellschaft – teils in Form von Nacherzählungen und extrahierten Lektionen – rezipiert, und sein Status als „Ahnvater der bulgarischen Wiedergeburt“ konsolidiert sich.

Bis heute ist sein Name ein Monolith im bulgarischen Bewusstsein – die staatliche Universität in der zweitgrößten bulgarischen Stadt Plovdiv ist nach ihm ebenso benannt wie zahlreiche Schulen.

Was machte für die Aktivisten und „Erwecker“ des 19. Jahrhunderts gerade Paisij so interessant? Unter den Texten, die aus jener Zeit überliefert sind, finden sich zahlreiche Memoiren und Alltagsberichte mit Bezug auf lokal begrenzte Ereignisse. Die „Wiedergeburt“ war in den Köpfen den Zeitgenossen als Konzept präsent, und durch den Eindruck, in einer historisch bedeutsamen Zeit zu leben, fühlten sich viele zur Dokumentation berufen. Von Historikern der Epoche aber wurden diese Quellen oft missachtet, da sie – so die Erklärung, die Roumen Daskalov findet – vieldeutig und wenig allgemeingültig waren und weil sie zahlreiche türkische Ausdrücke enthielten – kurz, weil sie für die Konstruktion einer einheitlichen bulgarischen nationalen Vision nicht geeignet waren. Die slawobulgarische Geschichte aber ist in einer stilisierten, abstrakten Vergangenheit verankert, die als Projektionsfläche einer erwünschten, gemeinsamen Selbstwahrnehmung dient.

Die Mechanismen innerhalb von Paisijs Werk sowie seine Rezeption zeigen auf verschiedenen Ebenen beispielhaft, wie nationale Identität über den Blick in die Vergangenheit gestiftet wird. Auf der einen Ebene beschwört der Autor selbst ein Gedächtnis herauf, das auch beim Publikum Stolz hervorzurufen vermag; auf der anderen dient die Erinnerung an Paisij als Stifter und Urvater als strukturierendes Element, als unabdingbarer Grundstein der bulgarischen nationalen Unabhängigkeit und Selbstwahrnehmung bis heute.

NATALIE SANDNER

GEBOREN 1989 IN NIEDERÖSTERREICH, WUCHS IN ÖSTERREICH, DEUTSCHLAND UND ENGLAND AUF UND STUDIERT AN DER UNIVERSITÄT WIEN SLAWISTIK, PUBLIZISTIK, SOWIE INDOGERMANISTIK UND HISTORISCHE SPRACHWISSENSCHAFT. WÄHREND DER STUDIENZEIT VERBRACHTE SIE AUS-

LANDSAUFENTHALTE IN RUSSLAND (ST. PETERSBURG) UND FRANKREICH (PROVENCE). NEBEN DER BESCHÄFTIGUNG MIT SPRACHEN GEHÖREN MUSIK UND KUNST ZU IHREN HAUPTBESCHÄFTIGUNGEN. DERZEIT IST SIE AN DER WIENER SPRACHWISSENSCHAFT MIT EINEM DISKURSLINGUISTISCHEN DISSERTATIONSPROJEKT ÜBER DIE STANDARDISIERUNG DES NEUBULGARISCHEN ZUM PHD-STUDIUM INSKRIBIERT, ARBEITET BEI DER EUROPÄISCHEN INVESTITIONSBANK SOWIE AN EINEM WISSENSCHAFTLICHEN COMIC ÜBER KLIMASCHUTZ FÜR JUGENDLICHE, UND STUDIERT AN DER KUNSTSCHULE WIEN. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2019.

Literatur

- Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München
- Chilendarski, Paisij (1938): Istorija slavënobolgarskaja. Sofia
- Daskalov, Roumen (2004): The Making of a Nation in the Balkans. Historiography of the Bulgarian Revival. Budapest/New York
- Gutschmidt, Karl (1976): Zum Zusammenhang von kultureller und literatursprachlicher Entwicklung in der Epoche der bulgarischen nationalen Wiedergeburt. In: Zeitschrift für Slawistik, Januar 1976, Vol. 21(1) S.716-721.
- Halbwachs, Maurice (1991): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main
- Lilova, Desislava (2003): Vãzroždenskite značëniãja na nacionalното ime. Sofia
- Marinov, Tchavdar / Daskalov, Roumen (2013): Entangled histories of the Balkans. National Ideologies and Language Policies. Leiden
- Miškova, Diana (Hg.) (2009): We, the people. Politics of National Peculiarity in South-eastern Europe. Budapest et al.
- Skendi, Stavro (1980): Language as a Factor of National Identity in the Balkans. In: Balkan Cultural Studies. New York. S. 32-37

Harald J. Jauk, Wien

Der Begriff der Nation: Definitionsversuche und verwandte Konzepte

Die Häufigkeit der oft sehr geläufigen Verwendung des Terminus *Nation* im täglichen politischen und medialen Diskurs lässt aufgrund seiner Komplexität und Mehrdeutigkeit eine angemessene Begriffsdefinition dringend notwendig erscheinen. Im Folgenden werden daher einige Ansätze hierzu veranschaulicht. Ebenso soll auf verwandte Konzepte wie die des *Nationalismus* und der *Nationalität* eingegangen werden, um auch hier begriffliche Klarheit zu schaffen. In diesem Zusammenhang soll nicht nur, aber auch, auf Ansätze aus dem spanischsprachigen Raum eingegangen werden und im Sinne eines „katalanischen Gedächtnisses“ auf das vielfach für die katalanische Nation bzw. Nationalität als wesentlich erachtete Argument der Historizität beispielhaft in wenigen Worten eingegangen werden.

Zunächst aber zu den Begriffsdeterminierungen von Nationalismus, Nation und Nationalität.

Nationalismus

Was ersteren betrifft, wurde dieser noch im 19. Jahrhundert größtenteils als temporäres Phänomen ohne zeitliche Dauerhaftigkeit oder Zukunft gesehen. (Köhler, 1997: 172) Nun ist jedoch bekannt, dass auch das 20. Jahrhundert (zumindest was Europa betrifft) vor Nationalismen nur so strotzte und auch heute spricht man von einem Wiedererstarken der europäischen „Nationalstaaten“ und Nationalismen. Der Begriff und das Phänomen, das er beschreibt, haben also etwas Dauerhaftes. Die Frage nach den Hintergründen dessen beantwortet der spanische Soziologe Juan García García wie folgt:

[la capacidad de supervivencia del nacionalismo] podría derivarse de su enorme funcionalidad en estrategias de tipo político, pero no menos de su capacidad para responder a diversas cuestiones que guardan relación con la «identidad» del hombre moderno. (García García, 1994: 165)

Es sind also seine Funktionalität als politisches Werkzeug, aber auch die Fähigkeit des Nationalismus Identitätsfragen zu klären bzw. ihnen gerecht zu werden, sowie Identitäten zu stärken, die die Bestandsfähigkeit und Persistenz des Nationalismus erklären und rechtfertigen.

Auch die durch die Internationalisierung ab dem 19. Jahrhundert erleichterten Möglichkeiten grenzüberschreitender Kommunikation, Transport und Reisen werden oft als Begründung für

das Aufkommen von (neuen) nationalen Identitäten gesehen. Der einfachere Kontakt zum „Anderen“ und die vermehrte Kenntnis über diesen schafft somit eine Fokussierung auf das „Eigene“ und eine aufgrund der globalisierten unermesslichen Welt notwendig erscheinende Kategorisierung in kleinere „nationale“ Räume, die sich mittels Nationalismen artikulieren. (García García, 1994: 171; Vicente/Moreno, 2009: 20-23; Fusi, 2000: 95) Die nach wie vor staatfindende v.a. durch regelmäßig immer wiederkehrende technologische Errungenschaften und Neuerungen bedingte Vereinfachung und Beschleunigung dieser Kommunikations- und Fortbewegungsmöglichkeiten könnte somit letztlich als Grund für die Persistenz dieser Nationalismen gesehen werden.

Aber nun zum Begriff des Nationalismus selbst, den der tschechoslowakisch-britische Philosoph und Sozialanthropologe Ernest Gellner – kurz gesagt – als *Bewusstsein einer Staatsmacht und einer homogenen und standardisierten Kultur* sah. (García García, 1994: 167) Es geht also um die Homogenität der Kultur und das Bewusstsein von dieser und einer Staatsmacht. Er vertritt also eine Konzeption, die den Staat mit der Nation bzw. dem Nationalismus verbindet; der Nationalismus wird somit als politisches Prinzip gesehen, das mit dem politischen Raum des Nationalstaats übereinstimmen muss. (Billig, 1995: 19)

Unbeantwortet bleibt jedoch die Frage nach einer möglichen Existenz von Nationalismen, die nicht mit den Grenzen eines Staates übereinstimmen, also grenzüberschreitenden Nationalismen (z.B. ein „Europäertum“) und Nationalismen, die nicht ganze Staaten umfassen (z.B. der Fall Katalonien).

Diesbezüglich liefert der britische Soziologe und Sozialpsychologe Michael Billig einen interessanten Ansatz indem er zwei Spielarten des Nationalismus unterscheidet:

Einerseits spricht er von der Existenz eines *banal nationalism*, eines „banalen“ tagtäglichen mit dem Nationalstaat übereinstimmenden Phänomens, das regelmäßig unbewusst von den Staatsbürgern gelebt und verbreitet wird. Über diesen findet nur dann ein Reflexionsprozess statt, wenn die andere Art des Nationalismus die gesellschaftliche nationalstaatliche Einheit hinterfragt. Diese zweite Spielart des Nationalismus könnte man als *Nationalismus ohne Nationalstaat* bezeichnen, der aber nach der Schaffung einer Nation und deren Konstitution als Staat strebt. (Billig, 1995: 16; Özkirimli, 2010: 4) Die Ansicht der Philologin Olga García García, der Nationa-

lismus sei eine Reaktion und Befreiungsbewegung gegen die existierende Staatsform bzw. -struktur, stimmt mit dieser zweiten Art des Nationalismus weitgehend überein. (García García, 1992: 25)

Diesen Ausführungen folgend, könnte man den mit dem Staat übereinstimmenden (meist) unbewussten Nationalismus als *passiven* Nationalismus und jenen ohne Nationalstaat als *aktiven* Nationalismus bezeichnen (weil dieser aktiv und bewusst die Schaffung einer Nation und eines Staates anstrebt). Es sei jedoch gesagt, dass natürlich beide Nationalismus-Spielarten je nach ihrer konkreten jeweiligen Ausformung aktiver oder passiver in ihrer Zielerreichung (Konsolidierung der nationalen staatsdeckenden Grundsätze und Bewegung bzw. Erreichung einer neuen Staatsgründung) vorgehen können. Das häufige Auftreten von Nationalismen in Kombination mit politischen Bewegungen oder deren teils politische Grundnatur (1) könnte als ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zum Begriff der *nationalen Identität* gesehen werden, die tendenziell eher selbstbezogen ist und weniger auf die Erreichung von Politischem gerichtet ist. (2)

Der österreichische Altbundespräsident und Jurist Heinz Fischer definierte den Nationalismus unlängst in einem Presseartikel als „Irrglaube, dass die eigene Nation besser ist, höherwertiger ist, mehr Rechte hat etc. als andere Nationen und Nationalitäten“ (Fischer, 2019: 12). Anders als der Ansatz von Ernest Gellner, der stark auf das *innere* Bewusstsein der Gruppe zu Staatsmacht und kultureller Homogenität fokussiert ist, orientiert sich das Zitat Fischers vornehmlich am *äußeren* Vergleich mit anderen. Man könnte auch sagen, dass die Vorstellung einer nationalen Gemeinschaft mit dieser Alterität zwischen eigenem und anderem in direkter Korrelation ist: “The national community can only be imagined by also imagining communities of foreigners.” (Billig, 1995: 78, 79) Manche, so wie Jaques Lacan in seinem berühmten Zitat „Moi c’est un autre.“ (Cichon, 2006: 209), gehen gar davon aus, dass sich die eigene Identität (fast) ausschließlich durch den anderen definiert.

Es ist somit sicher nicht ganz falsch davon auszugehen, dass viele Nationalismen beide Aspekte umfassen: einerseits eine innere Homogenität (kulturell, sprachlich, historisch, etc.), andererseits der Gedanke der äußere Unterscheidung von anderen – und das beides oft in Kombination mit politischem Gedankengut und Antrieb und in ihren Spielarten des passiven und aktiven Nationalismus.

Nation

In einem weiteren Schritt erscheint die Klärung des Begriffs der Nation zweckdienlich, dies nicht zuletzt aufgrund seiner Relevanz für den Nationalismus-Begriff und seiner teilweisen definitorischen Parallelen mit den Termini *Volk* und *Staat*.

Etymologisch stammt der Terminus *Nation* aus dem Lateinischen, wo das Wort *natio* sich auf Geburt und/oder (Neu)Schaffung bezieht. (3) (Lamas, 2011: 46) Die ursprüngliche Wortnutzung stand in ebendiesem Zusammenhang und bezeichnete sodann menschliche Gruppierungen, deren Mitglieder an einem bestimmten Ort geboren wurden oder eine bestimmte Herkunft hatten. (Ferrando Badía, 1975: 5; Hoyos de los Ríos, 2000: 60, 61; Ucelay-Da Cal, 2018: 25) Später trat eine ethnisch-biologische Konnotation hinzu, sodass die Mitglieder einer *Nation* nicht nur geographisch des selben Ursprungs sein mussten, sondern auch ethnisch. (Hoyos de los Ríos, 2000: 61) Ab dem 14. und 15. Jahrhundert kam zudem auch eine juristisch-soziopolitische Bedeutung des Nationenbegriffs auf. Laut dem spanischen Rechtsphilosophen Francisco Elías de Tejada war es ausgerechnet in Katalonien, wo der Terminus erstmals in diesem moderneren Sinn verstanden wurde, nämlich als „cuerpo político separado y no de simple ascendencia etnográfica“ (De Tejada, in Ferrando Badía, 1975: 5). Trotz des relativ frühen Aufkommens politisch-rechtlicher Aspekte des Begriffs der Nation, wurden diese Konzeption erst im 19. Jahrhundert vorherrschend, sodass dann nicht mehr so sehr herkunftsmäßige oder ethnische Charakteristika vordergründig waren, sondern die Nation de facto gleichgesetzt wurde mit einem staatlichen Gebilde (*politische* Nation, siehe sogleich). (Hoyos de los Ríos, 2000: 61) Jedoch schon im 19. Jahrhundert gab es Vertreter dessen, was heute tendenziell als *kulturelle* Nation angesehen werden kann, wie z.B. des Begründers (4) des Nationalitätenprinzips, Pasquale Stanislao Mancini, der eine Nationalität (und Nation) als primär historisch-kulturell-ethnisch-psychologisches Phänomen sah. (Ferrando Badía, 1975: 6)

Wie erwähnt, lassen sich also politisch determinierte und kulturell bestimmte Konzepte der Nation unterscheiden, weshalb die Sinnhaftigkeit einer Differenzierung zwischen *politischer* und *kultureller* Nation für eine angemessene Begriffsdefinition nicht von der Hand zu weisen ist.

Die *politische* Nation kann als Summe an Individuen, die von der selben gesetzgebenden Versammlung vertreten werden und die denselben Rechtsnormen unterliegen, (García García, 1994: 172) definiert werden. Auffallend häufig sind die inhaltlichen Konnexen, die von der betreffenden einschlägigen Literatur mit der Französischen Revolution angesichts der darin angestrebten gesetzlichen Frei- und Gleichheit dieser Individuen und im Sinne der Volkssouveränität hergestellt werden. (Sieyès, 1993, in Flores Rentería, 2013: 55) Wenn eine politische Nation somit die Summe der Staatsangehörigen bezeichnet, ergibt sich jedoch ein terminologischer Konflikt mit dem Begriff des *Volkes*. Der Völkerrechtler Rafael Calduch unterstreicht in diesem Zusammenhang die enge politische und wissenschaftliche Verflechtung beider Konzepte, sodass viele Autoren diese synonym verwendeten und eine begriffliche

Unterscheidung für irrelevant hielten:
 en el transcurso de la historia contemporánea ambos conceptos hayan [han] estado tan estrechamente asociados en los documentos políticos y en las obras científicas que su diferenciación haya podido y pueda parecer, a los ojos de muchos autores, carente de fundamento e irrelevante. (Calduch, 1991: 84)

Geht man nicht von einer Synonymie aus, ergeben sich mögliche Differenzierungen zwischen Volk und (politischer) Nation z.B. darin, eine Nation als historisch-kulturell konsolidiertes Volk zu betrachten oder als Volk, dass den Staat kontrolliert bzw. die Staatsmacht ausübt. (Calduch, 1991: 85, 88) Während der Begriff des Volks jedoch rechtliche Signifikanz erhält als eines von drei Elementen, auf denen die juristische Definition eines Staates fußt (5), und im Rahmen des Selbstbestimmungsrechts der Völker, ist der Nationsbegriff kein juristisch bindender Begriff und stärker auf emotional-sozialer, identitärer, politischer und kultureller Ebene lokalisiert. Juristische Signifikanz erhält er nur im Rahmen seiner Verwendung in Kombination mit dem Staatsbegriff als *Nationalstaat*, wo die Nation mit dem Staat (durchaus hinterfragbar) gleichgesetzt wird. (Calduch, 1991: 77) Diese allgemeine Gleichsetzung erscheint besonders dann alogisch und materiell inkorrekt, wenn man von einer *kulturellen* Nation ausgeht. (6)

Der Begriff der Nation im kulturellen Sinn basiert – je nach wissenschaftlicher Ansicht und Theorie – auf nur objektiven, nur subjektiven oder objektiven *und* subjektiven Merkmalen. Als *objektive* Charakteristika kommen beispielsweise die Gemeinsamkeit der Kultur in all ihren Spielarten (wie Traditionen, Gebräuche, Kunst, Musik, Sprache und Sprachvarietät, usw.), gleiche oder ähnliche religiöse und ethnische Merkmale und sozioökonomische Parameter und Strukturen, sowie eine historische Basis und „Existenzberechtigung“ (7) in Frage. Was diese historische Basis betrifft, lieferte beispielsweise der britische Soziologe Anthony D. Smith, der die *longue durée* – also eine sich auf mehrere Jahrhunderte ausstreckende Dauer – als notwendig für die Schaffung einer Nation sieht, einen interessanten Ansatz. Diese Annahme geht darauf zurück, dass ebendiese Dauer Voraussetzung für eine ausreichend umfassende Bildung von Erinnerungen, Mythen und Riten, die Zuneigung und Anpassung an einen geographischen Raum und insbesondere die Verbindung zu früheren dort ansässigen ethnischen Gruppierungen sei. (Özkirimli, 2010: 143) Dem auf gewisse Weise widersprechend, sieht Erik J. Hobsbawm diese historische Gemeinschaft als vorrangig fiktiv und spricht daher von „erfundenen Traditionen“. Durch die Herstellung von Kontinuität zu einem geeigneten historischen Moment, mache man sich die Geschichte nur zu Nutzen, um Handlungsweisen zu legitimieren oder eine grö-

ßere Kohäsion der Gruppierung herzustellen. Der Soziologe Holm-Detlef Köhler meint ebenso, dass es angesichts der unermesslichen Anzahl an existierenden Minderheiten und Sprachen sowie Dialekten auf der Welt nicht möglich sei, dass eine größere Einheit tatsächlich eine eigene Nationalgeschichte oder eine herausragende ethnische Homogenität hätte:

En ningún caso un pueblo grande tiene una historia nacional, una considerable antigüedad o una continuidad histórica u homogeneidad étnica. En estas circunstancias la nación es un invento tan absurdo como de gran trascendencia histórica. (Köhler, 1997: 183)

Manche, so wie die kolumbianische Psychologin Olga Hoyos de los Ríos, stellen sogar in Frage, dass eine Nation auf konkreten, handfesten „objektiven“ Charakteristika basiere. Stattdessen könne es sein, dass kollektive Annahmen und Glaubensvorstellungen die einzigen Grundlagen einer Nation seien, was ihrer Ansicht nach wiederum die Unmöglichkeit, den Nationsbegriff präzise und mit ausreichender Konkretheit zu definieren, erklären würde. (Hoyos de los Ríos, 2000: 64)

Auch Habermas spricht im Zusammenhang mit dem Nationalismus von einer *Filtrierung* der kulturellen Traditionen durch die Historiographie und Reflexion (so wie es schlussendlich nützlich und angebracht erscheint). (Habermas, 1998: 5)

Anhand des konkreten Beispiels von Katalonien lässt sich die Uneindeutigkeit von Nationen (nicht) rechtfertigender Geschichtsschreibung und gleichzeitig die Schwierigkeit der objektiv-eindeutigen Erfassung einer Nationalgeschichte gut erkennen. Auch wenn sich die Frage danach, wieviel der katalanischen Vergangenheit „filtriert“ oder „erfunden“ ist (8), letztlich nicht klären lässt, sollen hier zumindest in Kürze eine wenige Ansätze allein zum Beginn der katalanischen Geschichte oder Nation dargestellt werden. Die im folgenden dargestellte Uneinigkeit was den „Startschuss des Katalanischen“ betrifft kann somit als in gewisser Hinsicht repräsentativ für die Komplexität der (national-) geschichtlichen Darstellung und Heterogenität des diesbezüglichen Diskurses gesehen werden.

So sieht der bekannte spanische Soziologe Manuel Castells die katalanische Gesichte weit zurückreichen, und zwar bis ins 10. Jahrhundert, in dem der barcelonische Fürst Borrell II mit dem Frankenreich brach und die Grundlagen für eine unabhängige Grafschaft Barcelona schuf und somit die „offizielle Geburt“ der katalanischen Nation besiegelte. Von da an spielte Katalonien laut den Ausführungen Castells häufig eine spezifische Rolle in der Geschichte Spaniens. (Castells, 2001: 66-69) Diese Sonderrolle in der „mindestens tausendjährigen Geschichte“ Kataloniens wird auch als wesentlicher Grund für den Nationencharakter des Gebiets gesehen:

Al menos durante mil años, una comunidad humana determinada,

organizada primordialmente en torno a la lengua, pero también con una buena medida de continuidad territorial, y con una tradición de democracia política y autogobierno autóctonos, se ha identificado como nación en diferentes contextos, contra adversarios diferentes, formando parte de diferentes estados, contando con su estado propio, buscando la autonomía sin amenazar al estado español, integrando a los inmigrantes, soportando la humillación (de hecho, conmemorándola todos los años) y existiendo aún como Cataluña. (Castells, 2001: 71, 72)

Andere gehen ebenso von einer über tausendjährigen Geschichte Kataloniens aus, so der deutsche Auslandswissenschaftler Walther Bernecker, der konstatiert, dass diese gar schon im Jahr 878 ihre Ursprünge hätte:

Herkömmlicherweise lässt man die Geschichte Katalonien [sic!] mit Wilfred „dem Behaarten“ (Guifré el Pelós) beginnen, der Ende des 9. Jahrhunderts (878) vom westfränkischen König Ludwig II. die Grafschaften Barcelona und Girona übertragen bekam. (Bernecker, 2007: 7)

Noch gewagter scheint die Annahme Josep Calmettes, der die „Geburtsurkunde“ Kataloniens für das Jahr 865 datiert, da damals Bernhard von Gothien vom ostfranzösischen König (unter anderen) die Grafschaft Barcelona erhielt. (Vilar, 2011: 103) Der Historiker Pierre Vilar präferiert hingegen, so wie auch der Politiker und Geschichtswissenschaftler Ramon d'Abadal, vor dem Jahr 1100 von „Prä-Katalonien“ zu sprechen, da vor dem 12. Jahrhundert keine textuellen Nennungen des Terminus *Katalonien* nachgewiesen sind. Außerdem sieht Vilar es als nicht hinreichend an von bestimmten historischen Dispositionen oder einer schlichten geographischen Zone auszugehen, sondern meint, dass das Nationalgefühl weiterer Elemente und identitärer Konkretisierung bedarf. (Vilar, 2011: 102, 103)

In anderen Worten lässt sich also sagen, dass schon allein im Punkt der zeitlichen Ursprungs-determinierung von Katalonien alles andere als wissenschaftliche Einstimmigkeit herrscht. Weiters herrscht Dissens was die Relevanz der katalanischen Geschichte für die katalanische Nation betrifft (z.B. sieht Castells diese äußerst relevant, Vilar nur sekundär). Somit herrschen also – zumindest im konkreten Fall Katalonien – Zweifel an der Bedeutung des „objektiven“ (9) Kriteriums der Geschichte für die Nationenfeststellung.

Zurückkommend zum eigentlichen Thema (Definition einer kulturellen Nation), kann konstatiert werden, dass das Zusammenspiel einiger der oben erwähnten sog. objektiven Merkmale (wie Geschichte, Kultur, Ethnie etc.) teils als ausreichend erachtet wird, um vom tatsächlichen Vorliegen einer (kulturellen) Nation zu sprechen. (10) Andere stellen hingegen (auch) *subjektive* Charakteristika in den Vordergrund:

Nations are not 'objective communities'

in the sense that they are constructed around clear, 'objective' criteria possessed, and seen to be possessed, by all national members: instead, they are (...) 'imagined communities'. (...) there is a grain of truth in this 'subjective' way of conceiving nationhood. (Billig, 1995: 24)

Die hier von Billig angesprochenen „imagined communities“ – ein von Benedict Anderson geprägter Begriff – sind auf verschiedene Weise *eingebildet* oder *vorgestellt*: einerseits ist es üblicherweise unmöglich alle Mitglieder einer Nation persönlich zu kennen, schon allein deshalb ist es erforderlich sich diese (und schlussendlich die Nation, die auf ihnen basiert) vorzustellen. (Cerutti/González, 2008: 91) Andererseits ist eine Nation vorgestellt, weil es laut Ansicht mancher nicht ausreicht, dass diese äußerlich erkennbare „objektive“ Merkmale aufweist, sondern weil es auch einer inneren Identifikation der Mitglieder mit dieser bedarf (also der Einbildung/Vorstellung der Beteiligten Teil der Nation zu sein und Parallelen mit dieser zu haben).

Diese Identifikation des Einzelnen mit dem Kollektiv und der daraus resultierende „Volks-/Nationalgeist“ werden somit nicht nur als relevant für eine kollektive Identität gesehen (Mercado Maldonado/Hernández Oliva, 2010: 231), sondern auch für die Nation und deren Fortbestand. Die Verinnerlichung und Verteidigung der Werte, Ansichten und Ziele der Gruppe (Nation), als ob sie die eigenen wären, gegenüber inneren sowie äußeren dissolutiven Kräften, stärken die Nation in ihrer Bestands- und Durchsetzungsfähigkeit. (Calduch, 1991: 90)

Die auf der Hand liegende Möglichkeit der Koexistenz mehrerer kultureller Nationen innerhalb eines einzigen Staates, sowie die der Existenz von Staatsgrenzen überschreitenden kulturellen Nationen, lassen den Begriff des *Nationalstaats* – zumindest in unzähligen Fällen (11) – als nicht völlig angemessen oder zeitgemäß erscheinen.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass der Begriff der Nation sowohl politisch als Summe von Staatsangehörigen (also übereinstimmend mit den Staatsgrenzen), als auch kulturell als mit „objektiven“ (Sprache, Geschichte, Religion, Ethnie, Kultur, etc.) und/oder subjektiven Merkmalen (Identifikation) ausgestattete nicht notwendigerweise mit den Staatsgrenzen übereinstimmende Gruppierung definieren lässt.

Nationalität

Zuletzt soll noch in Kürze auf den Begriff der Nationalität eingegangen werden, dessen Definition sich aufgrund seiner unterschiedlichen Bedeutungen ähnlich komplex darstellt wie die Determinierung des Nationenbegriffs.

Nationalität wird einerseits synonym zum Begriff der juristischen Zugehörigkeit zu einem Staat, also der *Staatsbürgerschaft*, und zu dem der (v.a. kulturellen) *Nation* verwendet. (Habermas, 1998:

6, 7; Hoyos de los Ríos, 2000: 70, 71) Als dritte Bedeutung weist die Nationalität einige Parallelen mit der Nation auf, aber ist nicht komplett mit ihr inhaltlich deckungsgleich. Angesichts des nicht existenten wissenschaftlichen definitiven Konsenses, sind die Differenzierungsmerkmale diverser Natur: während Rafael Calduch eine Nationalität aufgrund deren mangelnder Geschichtsträchtigkeit und der daraus resultierenden nicht hinreichenden kulturellen Konsolidierung als nicht ausreichend ausgereifte Nation ansieht (Calduch, 1991: 88, 89), sieht der israelische Jurist Benjamin Akzin die Nationalität als politisch nicht dominante Nation in einem bestimmten Staat. (Hernández Bravo de Laguna, 2000: 114)

Eine gewisse Ähnlichkeit zu diesem Ansatz lässt sich beim französischen Philosophen Henri Berr erkennen, der die Nationalität als Existenzberechtigung der Nation sieht:

La nacionalidad es lo que justifica o postula la existencia de una nación. (...) es un grupo humano que aspira bien a formar una nación, bien a fundirse por razones de afinidad en una nación ya existente. Para ser una nación a la nacionalidad le falta su Estado o el que sea libremente aceptado por ella. (Berr in Hoyos de los Ríos, 2000: 74)

Aufgrund der hier angenommenen Entsprechung der Nation mit dem Staat, sieht Berr die Nationalität als Gruppierung, die zwar eine Staatsgründung oder Inkorporation in einen bestehenden Staat anstrebt, dieses Ziel jedoch (noch) nicht erreicht hat. In dieselbe Kerbe schlägt der Ansatz des erwähnten Pasquale Stanislao Mancini, der schon die Nationalität als historisch-kulturell-psychologische (12) Nation, der es jedoch an der Anerkennung als Staat mangelt, sieht. Das von ihm begründete Nationalitätenprinzip steht in ebendiesem Zusammenhang und geht von einem Recht der Nationalitäten auf Herstellung dieser Staatlichkeit aus. (De Carreras Serra, 2005: 9) Im Gegensatz zum ebenso erwähnten Selbstbestimmungsrecht der Völker, das als „eine der wichtigsten Manifestierungen der Effektivität und Wesentlichkeit der in San Francisco geborenen Organisation [der Vereinten Nationen]“ (13) (Pastor Ridruejo, 2014: 271) gilt und auf Völker unter Kolonialherrschaft und in Diskriminierungsfällen abzielt, fand das Nationalitätenprinzip v.a. auf europäische Minderheiten Anwendung. (Pastor Ridruejo, 2014: 259)

Zurückkommend zum Begriff der Nationalität, lässt sich also feststellen, dass all die genannten Ansätze die Nationalität als eine Art Prämisse oder Vorstufe der (politischen und kulturellen) Nation oder des Staates sehen, weshalb die Nationalität – nebst ihrer anderen beiden Bedeutungen – als kulturell oder politisch „unausgereifere“ Gruppierung angesehen werden kann.

Summa summarum und zugegebenermaßen et-

was verkürzt dargestellt, könnte man also sagen, dass der Begriff des *Nationalismus* sowohl auf innerer Homogenität einer Gruppe als auch auf deren äußerer Differenzierung von anderen basiert, dass unter *Nation* sowohl die Summe von Staatsangehörigen als auch andere Gruppierungen mit bestimmten als objektiv erachteten und/oder subjektiven Merkmalen verstanden werden kann und dass die Nationalität (u.a.) als politisch/kulturelle Vorstufe der Nation gesehen werden kann.

HARALD JAUK

IST JURIST UND ROMANIST UND PROMOVIERT DERZEIT AN DER PHILOLOGISCH-KULTURWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT WIEN. ER WAR BEI STAATLICHEN UND EUROPÄISCHEN INSTITUTIONEN, IN DER ANWALTEI UND DIPLOMATIE SOWIE AM WIENER INSTITUT FÜR ROMANISTIK TÄTIG. NACH STUDIENAUFENTHALTEN IN SPANIEN WIDMET SICH SEINE DISSERTATION NUN DER ENTWICKLUNG DER IDENTITÄT UND NATIONALISMEN IN DEN KATALANISCHSPRACHIGEN KERNGEBIETEN SPANIENS, WOBEI DARIN AUCH AUF VÖLKER- UND VERFASSUNGSRECHTLICHE SPEZIFIKA EINGEGANGEN WIRD. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2018.

Literatur

- Arias Sandoval, Leonel, 2009: „La identidad nacional en tiempos de la globalización“, in *Revista Electrónica@ Educare*, Vol. XIII, Nr. 2, pp. 7-16.
- Bernecker, Walther L., 2007: „Tausend Jahre katalanische Geschichte: ein Überblick“, in *Kataloniens Rückkehr nach Europa 1976-2006: Geschichte, Politik, Kultur und Wirtschaft*, pp. 7-30.
- Billig, Michael, 1995: *Banal Nationalism*, SAGE, London/Thousand Oaks/Neu Delhi.
- Binder, Christina et al., 2015: *Einführung in die Internationalen Grundlagen des Rechts: Einführung in das Völkerrecht*, Universität Wien, Wien.
- Calduch, Rafael, 1991: *Relaciones internacionales*, Ediciones Ciencias Sociales, Madrid.
- Castells, Manuel, 2001³: *La era de la información: economía, sociedad y cultura – El poder de la identidad (vol. III)*, siglo veintiuno, Mexiko.
- Cerutti, Ángel; González, Cecilia, 2008: „Identidad e identidad nacional“, in *Revista de la Facultad*, 14, pp. 77-94.
- Cichon, Peter, 2006: „Lengua e identidad en el cono sur en el siglo XIX“, in *Lengua, historia e identidad / Sprache, Geschichte*

- und Identität*, pp. 209-221.
- De Carreras Serra, Francesc, 2005: *Nación y nacionalidad en la Constitución Española*, Centro de Estudios Andaluces, Barcelona.
- Ferrando Badía, Juan, 1975: "La nación", in *Revista de estudios políticos*, Nr. 202, pp. 5-58.
- Fischer, Heinz, 2019: "Flüchtlinge und Menschenrechte", in *Wiener Zeitung*, 28/01/2019, p. 12.
- Flores Rentería, Joel, 2013: "Emanuel Joseph Sieyès: el gobierno representativo", in *Política y cultura*, Nr. 39, pp. 53-72.
- Fusi, Juan Pablo, 2000: "España. La evolución de la identidad nacional", in *Papeles de la Fundación FAES "La nación española: historia y presente"*, Nr. 63, pp. 93-107.
- García García, Juan, 1994: "Nación, identidad y paradoja: una perspectiva relacional para el estudio del nacionalismo", in *Revista Española de Investigaciones Sociológicas*, 67/94, pp. 165-188.
- García García, Olga, 1992: *El problema de las nacionalidades en el Imperio austro-húngaro y su reflejo en la literatura*, Universidad Complutense, Madrid.
- Habermas, Jürgen, 1998: *Ciudadanía e identidad nacional: reflexiones sobre el futuro europeo*, Consejo Superior de Investigaciones Científicas (Konferenz; Übersetzung von Colom González, Francisco), Madrid.
- Hoyos de los Ríos, Olga Lucía, 2000: "La identidad nacional: algunas consideraciones de los aspectos implicados en su construcción psicológica", in *Psicología desde el Caribe - Universidad del Norte*, Nr. 5, pp. 56-95.
- Köhler, Holm-Detlef, 1997: "El nacionalismo: un pasado ambiguo y un futuro sangriento", in *Revista de Estudios Políticos (Nueva Época)*, Nr. 98, pp. 171-186.
- Lamas, Félix Adolfo, 2011: *Filosofía del Estado: política y tradición*, Instituto Santo Tomás de Aquino, Buenos Aires.
- Mercado Maldonado, Asael; Hernández Oliva, Alejandrina V., 2010: "El proceso de construcción de la identidad colectiva", in *Convergencia: Revista de Ciencias Sociales*, Nr. 52, pp. 229-251.
- Özkirimli, Umut, 2010² (2000): *Theories of Nationalism: A Critical Introduction*, Palgrave Macmillan, Hampshire/Nueva York.
- Pastor Ridruejo, José Antonio, 2014: *Curso de derecho internacional público y organizaciones internacionales*, Tecnos, Madrid.
- Ucelay-Da Cal, Enric, 2018: *Breve historia del separatismo catalán: del apego a lo catalán al anhelo de la secesión*, Penguin Random House, Barcelona.
- Vicente Canela, Antonio Luis; Moreno Ramos, María Teresa, 2009: "Identidad nacional: Planteamiento y evaluación de un modelo estructural", in *Revista Obets*, Nr. 3, pp. 19-30.
- Vilar, Pierre, 2011: *Breve historia de Cataluña*, Edicions UAB, Bellaterra.
- (1) Der britische Forscher John Breuilly definiert Nationalismen z.B. als "political movements seeking or exercising state power and justifying such action with nationalist arguments" (Breuilly in Özkirimli, 2010: 84).
- (2) Manche hingegen gehen auch von ideologischen und damit zusammenhängenden politischen Aspekten der nationalen Identität aus. (Arias Sandoval, 2009: 11)
- (3) Somit überrascht auch nicht, dass die römische Göttin des Ursprungs und der Geburt den Namen *Natio* trägt.
- (4) Auch Johann Gottfried Herder lieferte einen wesentlichen Beitrag zu den Rechten der Nation/Nationalität. (Ferrando Badía, 1975: 32)
- (5) Die Doktrin der drei Elemente geht davon aus, dass ein Staat durch die Koexistenz und Einheit des Volkes, des Territoriums und der souveränen Staatsgewalt definiert wird. (Binder et al., 2015: 37-40)
- (6) Beim Begriff der *politischen* Nation, der wie erwähnt die Summe der Staatsbürger beschreibt, erscheint eine Gleichsetzung von Nation und Staat weniger problematisch.
- (7) Aus Platzgründen wird in den folgenden Ausführungen exemplarisch nur auf das „objektive“ Merkmal der Geschichte eingegangen.
- (8) Dies hängt schlussendlich einerseits von der jeweiligen Geschichtsschreibung, also dem „konkreten Geschichtsbuch“, von dem man ausgeht, und andererseits von der möglichen unterschiedlichen Beimessung von Relevanz zu bestimmten historischen Ereignissen ab.
- (9) Wir haben soeben gesehen, dass auch die genannten „objektiven“ Kriterien weniger einfach fassbar und objektiv-neutral sind, als teils angenommen wird.
- (10) Hier gibt es Parallelen zu dem Begriff der (kollektiven) Identität, der auch von manchen als rein objektiv erfassbar, von anderen als rein durch subjektive Identifikationsprozesse determiniert und von wieder anderen als objektiv und subjektiv bedingtes Konzept erachtet wird.
- (11) Geht man davon aus, dass es – wie Manuel Castells das für Japan bejaht (Castells, 2001: 74) – auch Staaten gibt, in denen Staat und kulturelle Nation deckungsgleich sind, erscheint der Begriff wiederum durchaus sinnvoll. Ebenso

wenn man die Übereinstimmung aller Staatsangehörigen, also der *politischen* Nation, mit dem Staat selbst unterstreichen möchte, kann der Terminus *Nationalstaat* zweckdienlich sein.

(12) Insbesondere die Identifikation der Mitglieder mit der Nationalität spielt in Mancinis Theorie eine eminente Rolle. (Hoyos de los Ríos, 2000: 73)

(13) Übersetzung von “una de las manifestaciones más importantes de la efectividad y transcendencia de la labor de la Organización [de las Naciones Unidas] nacida en San Francisco”.

Egor Lykov, Wien

Die Verbrechen der habsburgischen Armee im Ersten Weltkrieg zwischen Erinnern und Vergessen

Es lebte ein Mann polnischer Herkunft und österreichisch-ungarischer Staatsbürgerschaft auf der Insel Trobriand in Papua-Neuguinea. Er lebte keineswegs alleine, fand sehr schnell eine gemeinsame Sprache mit Eingeborenen und konnte „sich ihre Welt vor Augen führen“. Das war Bronislaw Malinowski, der Vater der teilnehmenden Beobachtung als Methode und Sozialanthropologie als Wissenschaft. Auch wenn seine Erfolgsgeschichte in der Erforschung der Kultur der Argonauten des westlichen Pazifik allgemein bekannt ist (Malinowski 1979), werden einige wichtige Aspekte seines Aufenthalts in Papua-Neuguinea 1915–1918 übersehen. Eigentlich wollte Malinowski seine Forschungen in Australien durchführen, wurde aber nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Angehöriger eines Feindstaates auf Anordnung des British Empire des Landes verwiesen und auf der Insel Trobriand interniert. In diesem Sinne war seine Präsenz dort nichts anderes als politische Haft, die Malinowski auf sein eigenes Betreiben zu einem „Forschungsaufenthalt“ werden lassen konnte. Es ist ahistorisch, nach „was wäre, wenn“ zu fragen, jedoch gibt es viele Anzeichen dafür, dass die Erfolgsgeschichte Malinowskis leicht zu einer Leidensgeschichte mit dramatischen Folgen geworden wäre, wäre er in einem anderen Weltteil, z.B. in Europa, interniert gewesen. Die Zwangsumsiedlung der „feindlichen“ Zivilbevölkerung (engl. „enemy aliens“) wurde während des Ersten Weltkrieges zum Allgemeinplatz im Kampf gegen innere und äußere Feinde weltweit und wird in der Forschung als Vorgeschichte der Konzentrationslager während der NS-Zeit gedeutet. Nur Österreich-Ungarn und Russland gingen sogar so weit, dass die beiden Imperien nicht nur Fremde, sondern auch zunehmendermaßen eigene StaatsbürgerInnen der Spionage verdächtigten, mithilfe des Militärs aus ihren Wohnorten entfernten und in die Internierungslager zwangsumsiedelten (Stibbe 2013: 87).

Die Internierung bedeutet einen „vom Staat organisierten Freiheitsentzug von politischen oder militärischen Gegnern in Form einer Unterbringung in einem eigens dafür eingerichteten Lager“ (Hoffmann u.a. 2010: 22). Der Begriff beinhaltet somit die Repressionsmaßnahmen gegen Zivilbevölkerung, die auch gegen eigene Staatsbürger angewendet werden können.

Der Erste Weltkrieg brachte demnach nicht nur neue Maschinen, schnelles und effizientes Ermorden und neue Techniken der Kriegsführung mit sich; er war ebenfalls der Ausgangspunkt des Zerfalls der europäischen Imperien, der immer

stärker werdenden Nationalismen und der Konstruktion von neuen nationalen Entitäten. Mein Beitrag behandelt eines der „dunklen“ Kapitel der österreichischen Geschichte, als bestimmte Gruppen der österreichischen (ebenso wie ungarischen) StaatsbürgerInnen als Spione und Feinde der Habsburgermonarchie während des Ersten Weltkrieges behandelt wurden. Diesen oftmals grundlosen Verdächtigungen fiel in erster Linie die Grenzbevölkerung in Galizien und Bukowina, Slawonien und Südtirol zu Opfer, die der Spionage zugunsten Russland, Serbien und Italien verdächtigt und anschließend von der habsburgischen Militärverwaltung im Landesinneren, vor allem in Niederösterreich, Oberösterreich und der Steiermark in Gewahrsam gebracht wurde. Österreich-Ungarn war bereits vor dem Kriegsausbruch ein Überwachungsstaat, da die „Verdächtigenlisten“ mehrere Jahre vorher geführt wurden (Goll 2012: 31). Es handelte sich vorwiegend um die Ruthenen in Galizien und Bukowina, die als „russophil“ angesehen wurden, und die Serben in Slawonien, die angeblich mit Serbien sympathisierten. Darüber hinaus stellten die sogenannten „Reichsitaliener“ in Südtirol eine große Opfergruppe dar. Das waren die in Südtirol lebenden (von Geburt her einheimischen) Personen italienischer Herkunft, die nach der Einigung Italiens 1861 italienische Staatsbürgerschaft annahmen. Sie wurden dem Irredentismus verdächtigt und sollen aus Sicht der habsburgischen Verwaltung für die Annexion Südtirols durch Italien geworben haben (Brandes et al. 2010). Das macht deutlich, dass der Begriff des „Feindes“ im Ersten Weltkrieg wesentlich erweitert wurde. Jeder, der als gefährlich für die Staatsordnung angesehen werden konnte („Russophile“, italienische „Irredentisten“), wurden praktisch ohne Weiteres in das Landesinnere interniert. Damit hängt die Aufhebung der Freizügigkeit für solche Personen sowie die Einschränkung ihrer Rechte zusammen. Die Internierung stellt im Vergleich zu Evakuierung eine Vollziehung der Strafe dar, wenngleich die Schuld meistens unbewiesen bzw. unbeweisbar blieb (vgl. Lykov 2018).

Die Internierung im Landesinneren erwies sich für diese Opfergruppen als Katastrophe, da viele Lagerinsassen an ansteckenden Krankheiten und Hunger starben oder von der Wache ermordet bzw. misshandelt wurden. Die Internierung während des Ersten Weltkrieges wurde für die Betroffenen und ihre Nachkommen zu einem nationalen Trauma, sodass das Gedächtnis an dieses traumatische Ereignis bis in die heutige Zeit hin-

ein tradiert wird. Dem gegenüber steht vollkommenes Vergessen dieser Katastrophe in Österreich, sodass von diesen Ereignissen nicht einmal AbsolventInnen des Geschichte-Studiums wissen, geschweige denn breite Teile der historisch interessierten Bevölkerung. Diese Dichotomie zwischen dem Erinnern und Vergessen eines Verbrechens in der Vergangenheit macht die politische Brisanz der historischen Geschehnisse aus und führt sogar zum Ringen um Vergangenheit, das am Beispiel der kollektiven Bilder der Zivilinternierung 1914–1917 behandelt wird. Ausgehend von der medialen Vermittlung des kollektiven Gedächtnisses (vgl. Erll 2004) wird im Folgenden auf drei wichtige Aspekte des Erinnerns und Vergessens der geschilderten Katastrophe eingegangen: Forschungssituation, Opfernarrative der Überlebenden und Augenzeugen sowie ihr mediales Nachleben heute.

In den Forschungen zur österreichischen Geschichte herrschte sehr lange die Vorstellung vom Ersten Weltkrieg als einem „sauberen Krieg“, bei dem die Zivilbevölkerung vom österreichisch-ungarischen Militär angeblich nicht misshandelt wurde (vgl. Kann 1982, Goll 2012). Dies förderte keineswegs eine kritische Auseinandersetzung mit der österreichischen Vergangenheit und trug lediglich zum Vergessen der Verbrechen der habsburgischen Armee bei. Solch eine Sichtweise erwies sich als falsch vor dem Hintergrund der reichhaltigen archivalischen Quellenüberlieferung zu zahlreichen Verbrechen der österreichischen Armee während des Ersten Weltkrieges (Leidinger et al. 2014). Das zeigte das quellenbasierte Album „Das Lächeln der Henker“ von Anton Holzer besonders deutlich, in dem die Gewalttaten der österreichischen Armee gegen die eigene Zivilbevölkerung in Galizien aufgedeckt wurden (Holzer 2008). Einen Wendepunkt im Umdenken der Rolle der habsburgischen Armee während des Ersten Weltkrieges stellt die Dissertation von Anna Veronika Wendland dar, in der die Autorin zum Schluss kam, dass im Zuge der Spionagehysterie der ersten Kriegsmonate „auch anständige Bürger zu Mördern“ wurden (Wendland 2001: 445). Einen Skandal löste ein kritischer 2007 bei „Der Standard“ erschienener Artikel „Massengrab unter Grazer Flughafen“ aus, in dem das massenweise Sterben der ruthenischen Zivilinternierten im Internierungslager Thalerhof (heute Flughafen Graz-Thalerhof) thematisiert wurde (Der Standard). Die akademische Forschung wurde dabei zur treibenden Kraft der Aufdeckung dieses Verbrechens der habsburgischen Armee, sodass ein Forschungsprojekt zur Identifizierung der Opferanzahl und Begrabungsorte vom österreichischen Bundesheer gefördert wurde, woraus eine Buchpublikation entstand (Hoffmann 2010 et al.). Diese Beispiele machen deutlich, dass es keine etablierte Forschungsstradition der Internierungen während des Ersten Weltkrieges in Österreich gibt, während HistorikerInnen in anderen Ländern (v.a. in Großbritannien) sich immer stärker mit der Untersuchung von Zivilinternie-

rungen abseits der nationalen Kategorien befassen (vgl. Stibbe 2013: 87–106). Es finden sich in der österreichischen Historiographie vereinzelt Arbeiten zum Thema, die kaum aufeinander aufbauen und eher in eine apologetische Richtung weisen als auf eine kritische Aufarbeitung der Vergangenheit abzielen. Das bedeutet, dass die Potentiale der akademischen Forschung für die Erinnerungsarbeit in Bezug auf die Verbrechen der habsburgischen Armee während des Ersten Weltkrieges nur begrenzt sind. Das bestätigt der Sachverhalt, dass praktisch kein kollektives Gedächtnis zu diesen Ereignissen in Österreich vorhanden ist.

Ganz anders als in Österreich ist die Erinnerung an die Geschehnisse während des Ersten Weltkrieges in den Ländern, in denen die Nachkommen der Zwangsumgesiedelten (in erster Linie Italien, Serbien, die Ukraine, Kanada und die USA) leben, medial präsent. Bevor aber darauf eingegangen werden kann, sei hervorgehoben, dass diese Erinnerungen eine Genese haben und keineswegs statisch sind. Sie entstammen viel tradierten Opfernarrativen der Zwangsumgesiedelten, die im Laufe der Zeit eine qualitative Transformation erlebten (Lykov 2018: 105–124). Die Genealogie der Opfernarrative begann mit ersten Sammlungen und Dokumentationen der Betroffenen und Augenzeugen, die sich als Beiträge zur „Weltkriegshistoriographie“ verstanden (Lykov 2018: 105–124). Viele davon erschienen in russischer, serbischer und italienischer Sprache. Es ist beachtenswert, dass solche Publikationen Erinnerungen sowohl negativer als auch positiver Natur beinhalteten und auf jegliche Wertungen verzichteten. Es gab zweifellos Personen, die mehr Glück hatten und die Gewalt während des Ersten Weltkrieges in einem geringeren Ausmaß erlebten (Eisenbahnbeamte, Lehrer, Geistliche, Wohlhabende), wovon Berichte dieser Personengruppen zeugen. Jedoch gehören sie ebenfalls zu Opfern der habsburgischen Militärdiktatur. Die konkrete Erinnerungspraxis der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg eliminierte jegliche „positive“ Aspekte der Zivilinternierung und stärkte bestimmte Thesen, die historisch gesehen widerlegt werden sollen. So gibt es keine historische Evidenz darüber, dass die Zwangsarbeit in den habsburgischen Internierungslagern praktiziert wurde, auch wenn an diesen vermeintlichen Aspekt der Zivilinternierung am meisten erinnert wird (Lykov 2018: 105–124; Stibbe 2013: 98). Die Erinnerung an die Verbrechen der habsburgischen Armee während des Ersten Weltkrieges impliziert auch einen moralischen Aspekt, der zwischen Mitleid mit Opfern und „Objektivität“ anzusetzen ist. Auch wenn nach Gotthold Ephraim Lessing der mitleidigste Mensch „der beste Mensch“ sei, führt die übertriebene Emotionalisierung der Opfernarrative heute zum verschwommenen Geschichtsbild, in welches nicht belegte Sachverhalte und aggressive Mythen Eingang finden. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Zivilinternierung in der ausgehenden Habsburgermonarchie ein vom Mi-

litär angeordnetes Kriegsverbrechen war, jedoch bedürfen die Ausmaße dieses Verbrechens und konkrete Vorgänge durch Archivforschung genauer differenziert werden, wie der Klassiker der soziologischen Theorie Max Weber schrieb: „Es ist und bleibt [...] für alle Zeit ein unüberbrückbarer Unterschied, ob eine Argumentation sich an unser Gefühl und unsere Fähigkeit für konkrete praktische Ziele oder für Kulturformen und Kulturinhalte uns zu begeistern wendet, oder, wo einmal die Geltung ethischer Normen in Frage steht, an unser Gewissen, ODER endlich an unser Vermögen und Bedürfnis, die empirische Wirklichkeit in einer Weise DENKEND ZU ORDNETN, welche den Anspruch auf GELTUNG als Erfahrungswahrheit erhebt“ (Weber 1991: 31, Hervorhebungen im Original). Die Erinnerungen an die Zivilinternierung liefern wertvolle Einsichten in die Lebensorganisation in den Internierungslagern, jedoch sind sie lediglich mit Vorsicht zu genießen und unbedingt mit anderen Quellen komplementär zu lesen. Der Grund dafür ist, dass viele Erinnerungen erst nach 1945 entstanden und nicht immer von Betroffenen selbst verfasst (bzw. von Dritten „herausgegeben“) wurden. Diese Werke projizieren vielmehr die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges in die frühere Zeit zurück und sind sowohl tendenziös als auch politisch engagiert.

Abgesehen von der vermeintlichen Zwangsarbeit steht die Frage der Behandlung von Zivilinternierten im Mittelpunkt des Erinnerens. Es ist gut bekannt, dass es in den Internierungslagern *de iure* kein Arbeitszwang bestand (Kuprian 2014: 222). Jedoch wurden die meisten Bauten in den Lagern von Internierten selbst gebaut, und sie verrichteten ebenfalls Feldarbeiten außerhalb der Lager, weil dies vor dem Hintergrund der Ressourcen- und Finanzknappheit überlebensnotwendig war (vgl. Haller 1999: 32f.). In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass die Zivilinternierten auf der einen Seite für ihre Arbeit entlohnt wurden und die Beamten und Geistlichen ohnehin ihre Gehälter weiter bezogen, ohne dafür arbeiten zu müssen. Auf der anderen Seite ist es jedoch auch nicht von der Hand zu weisen, dass die Menschen während der beiden Weltkriege arbeiten mussten, auch wenn sie dafür bezahlt wurden, sodass die Entlohnung sich im Endeffekt keineswegs als ein Kriterium für freie Arbeit erweist. Wie dem auch sei, wurden die Zivilinternierten als billige Arbeitskräfte für die österreichische Kriegswirtschaft gebraucht.

Es wird eine Auffassung vertreten, dass die Ruthenen aufgrund ihrer slawischen Herkunft in den Internierungslagern schlechter behandelt worden seien als die Italiener aus Südtirol (Lykov 2018: 105–124), obwohl es quellenmäßig ebenfalls keine Hinweise darauf gibt. Das trifft ebenfalls auf die frühen Erinnerungen der Zwangsumgesiedelten zu, zumal diese nicht ausschließlich düstere Bilder des Geschehens liefern und die Betroffenen keineswegs über eine adäquate Vergleichsgrundlage der Verhältnisse in den größtenteils nach ethnischen Prinzipien organisierten Internierungslagern verfügten. Die habsburgi-

sche Militärverwaltung behandelte alle Internierten gleich und machte keine ethnische Differenzierung eigener StaatsbürgerInnen, wovon die Ähnlichkeiten der Schicksale der internierten Ruthenen, Serben und Italiener zeugen. Zudem mussten alle Internierten unter ähnlichen Bedingungen leben. Auch wenn die Behandlung der Zivilinternierten in eine Verbindung mit Humanität kaum gebracht werden kann, gab es keine spezifische ethnische Gruppe, die schlechter als alle anderen behandelt wurde. Das macht deutlich, dass die Erinnerung in konventionalisierten Narrativen erfolgt, für deren Existenz und Dissemination nicht unbedingt eine reale Referenz zur Vergangenheit erforderlich ist.

Wenngleich Ereignisse des Zweiten Weltkrieges die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Allgemeinen überschatteten, war dies hingegen bei den Betroffenen der Zwangsumsiedlungen 1914–1917 keineswegs der Fall. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das habsburgische System der Zivilinternierung von Ruthenen, Serben und Italiener in ihren Erinnerungen als „Genozid“ umgedeutet, auch wenn solch eine Vorstellung historisch nicht haltbar ist. Eine reichhaltige Quellenüberlieferung zu diesem Wendepunkt in der Erinnerung ist darauf zurückzuführen, dass viele ehemalige Zwangsumgesiedelte die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges zum Anlass nahmen, ihre Memoires zu verfassen. Neue Ereignisse transformierten die kollektive Erinnerung, sodass jüngere Ereignisse auf ältere zurückprojiziert wurden. So wurden in den Erinnerungen die einzelnen Internierungsstationen wie Thalerhof bei Graz (für die Ruthenen) und Katzenau bei Linz (für die Italiener) in direkte Verbindung mit Auschwitz gebracht. Die Erinnerungen solcher Art wurden mehrmals für die nationalistische Propaganda im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts genützt, insbesondere in der Ukraine und den USA. Als Beispiel dafür sei der Film der karpathorussinischen Community in den USA „Changed by Thalerhof“ genannt (YouTube). Die Erinnerungen an die Verbrechen der habsburgischen Armee während des Ersten Weltkrieges bleiben nach wie vor relevant für lokale Identitäten der Italiener in Südtirol, prorussisch eingestellten Ukrainer nicht nur in der Ost-, sondern auch überraschenderweise in der Westukraine sowie der Karpathorussin in den USA. Dabei werden diese Erinnerungen von anderen politischen Akteuren gebraucht, die zunehmend zu den Hauptprofiteuren des Opfernarratives der Zivilinternierten werden. Die aggressiven Mythen in Bezug auf die Zivilinternierung wurden im Zuge des aktuellen russisch-ukrainischen Konflikts eingebracht, in dessen Kontext die Erinnerung um der jeweiligen nationalistischen Zwecke willen wieder aktiviert wurde. Das verdeutlicht, dass die Erinnerungen an die Katastrophen in der Vergangenheit und Opferdiskurse eine Nachwirkung in der Gegenwart haben, und nicht zuletzt auf die tagesaktuelle politische Agenda ausgerichtet sind.

EGOR LYKOV

IST DOKTORAND AM INSTITUT FÜR OSTEUEOPÄISCHE GESCHICHTE, UNIVERSITÄT WIEN UND RESEARCH FELLOW DER VIENNA DOCTORAL ACADEMY „THEORY AND METHODOLOGY IN THE HUMANITIES“. ABSCHLUSS DER STUDIEN DER GESCHICHTE, SLAWISTIK UND GERMANISTIK EBENFALLS AN DER UNIVERSITÄT WIEN. FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE: GESCHICHTE RUSSLANDS, VERGLEICHENDE IMPERIENFORSCHUNG, ERSTER WELTKRIEG, KOMPARATISTIK. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2018.

Literatur

- Brandes, Detlef, Holm Sundhaussen, Stefan Troebst (Hrsg.): Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts. Wien: Böhlau 2010.
- Erl, Astrid: Medium des kollektiven Gedächtnisses: Ein (erinnerungs-) kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff, in: A. Erl, A. Nünning (Hrsg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezität. Berlin/New York 2004, S. 3-22.
- Goll, Nicole-Melanie: „Russophile“ Zivilinternierte aus Galizien im Lager Thalerhof bei Graz im Ersten Weltkrieg, in: L. Erker et al. (Hrsg.): Update! Perspektiven der Zeitgeschichte. Zeitgeschichtstage 2010. Innsbruck 2012, S. 29-33.
- Haller, Oswald: Das Internierungslager Katzenau bei Linz. Die Internierung und Konfinierung der italienischsprachigen Zivilbevölkerung des Trentinos zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Diplomarbeit Univ. Wien 1999.
- Hoffmann, Georg, Nicole-Melanie Goll, Philipp Lesiak: Thalerhof 1914–1936. Die Geschichte eines vergessenen Lagers und seiner Opfer. In der Reihe: Mitteleuropäische Studien. Schriftenreihe der Fakultät für Mitteleuropäische Studien der Andrassy Gyula Deutschsprachigen Universität Budapest. Herne: Gabriele Schäfer 2010.
- Holzer, Anton: Das Lächeln der Henker. Der unbekannteste Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914 – 1918. Darmstadt: Primus 2008.
- Kann, Robert: Geschichte des Habsburgerreiches 1526–1918. Wien/Köln/Graz 1982 (= Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, 4).
- Kuprian, Hermann J. W.: Zwangsmigration, in: Hermann J. W. Kuprian, Oswald Überegger (Hg.): Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol. Innsbruck 2014.
- Leidinger, Hannes, Verena Moritz, Karin Moser, Wolfram Dornik: Habsburgs schmutziger Krieg. Ermittlungen zur österreichisch-ungarischen Kriegsführung 1914–1918. St. Pölten/Salzburg/Wien: Residenz 2014.
- Lykov, Egor: Opfernarrative der „russophilen“ Ruthenen und ihr nachhaltiger Einfluss auf gesellschaftspolitische Diskurse. In: Studi Slavistici XV/2 (2018), S. 105–124.
- Malinowski, Bronislaw: Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. Frankfurt am Main: Syndikat 1979.
- Der Standard. Massengrab unter Grazer Flughafen: <https://www.derstandard.at/story/3132013/massengrab-unter-grazer-flughafen> (zugegriffen am 05.07.2019).
- Stibbe, Matthew: Krieg und Brutalisierung: Die Internierung von Zivilisten bzw. „politisch Unzuverlässigen“ in Österreich-Ungarn während des Ersten Weltkriegs. In: Alfred Einfeld, Guido Hausmann, Dietmar Neutatz (Hrsg.): Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa, Essen 2013 (= Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, 39), S. 87-106.
- Weber, Max: Schriften zur Wissenschaftslehre. Stuttgart: Reclam 1991.
- Wendland, Anna Veronika: Die Russophilen in Galizien. Ukrainische Konservative zwischen Österreich und Rußland 1848–1915. Wien: Böhlau 2001.
- YouTube. Changed by Thalerhof, <https://www.youtube.com/watch?v=n6Q6SRbDQic> (zugegriffen am 20.07.2019).

Im Messer zum Traum

Ohne Kanten fließen
Ströme
weich verschwimmender Steine

haltlos
die Bewegung der Zeit
über dem Moos

erstarrt im
scharfen Schnitt.

Mit klarem Blick
nebulöses Lachen im blanken Goldfischglas
zurück
denken die anderen.

(Christin Figl)

Lucija Mihotic, Wien

Das kulturelle Gedächtnis—Cultural memory

Abstract

Cultural memory is a dimension of a human memory which is becoming more and more important through the increasing of the globalization nowadays. Increase of globalization results with an increased mobility and migration of people across international boundaries. People are getting in touch more often with other cultures, habits and traditions, both in business and private life which forces all of us to be more flexible, learn about other cultures, accept them and adopt ourselves. Through the globalization highly qualified people are being relocated all over the world which emphasizes an importance of cross-cultural trainings in order to adopt on different cultures and thus have a better professional success.

Cultural memory

Cultural memory is a concept introduced to the social disciplines by Jan Assmann (1988a; 1988b; 1992: espec. 22). Assmann defines cultural memory as the "outer dimension of human memory" (1992: 19), embracing two different concepts: "memory culture" (Erinnerungskultur) and "reference to the past" (Vergangenheitsbezug). Memory culture is the way a society ensures cultural continuity by preserving, with the help of cultural mnemonics, its collective knowledge from one generation to the next, rendering it possible for later generations to reconstruct their cultural identity. References to the past, on the other hand, reassure the members of a society of their collective identity and supply them with an awareness of their unity and singularity in time and space—i.e. an historical consciousness—by creating a shared past (Assmann 1992: 30–34; see also 1996: 26f., 31). These two concepts may or may not coincide. Cultural memories are also defined in the literature as those transformative historical experiences that define a culture, even as time passes and it adapts to new influences.

Global migration

Global migration may be defined as the relocation of people across geographical borders (Baruch et al., 2007; Caligiuri and Bonache, 2016). The phenomenon is now being strategically exploited and managed by stakeholders as an organizational developmental tool (Cerdin et al., 2014; Hajro et al., 2017). It involves the dynamic alignment of the organization's current and future workforce

to strategic business needs (Mellahi and Collings, 2010). Global migration is an essential source of human capital transfer, especially within expatriates from developed countries. Talent migration attracts great interest worldwide due to its positive impact on economic growth and technological progress (Dietz et al., 2015; Hajro et al., 2017; Kerr et al., 2017; Zikic and Richardson, 2016). Global migration could be beneficial for both sending and receiving countries if it is properly managed (Eapen, 2013). Global migration brings a debate on brain drain, brain gain, brain circulation associated with this phenomenon. Namely, talent migration leads to a reduction of skilled labor in source countries and its corresponding increase in destination countries. Migrants source countries and destination countries benefit by receiving remittances, improved technologies, business ideas and networks and expatriate skills that are able to enhance production, job satisfaction and promote migrants' career development (Tung, 2008a, b, c). In order to achieve advantage in a global competitive environment there is a need to engage in global talent migration. Brain drain is considered as a negative externality on the population left in source countries (Bhagwati and Hamada, 1974) due to a loss of talent and domestic knowledge networking (Agrawal et al., 2011, p. 45) but provides positive outcomes in destination countries. Migration to developed countries raises global innovation, brings new business ideas and networks contacts which leads to the fact that brain drain reverses to the brain gain as some expatriates decide to go back to their home countries and settle down there with their families, after they have gained an educational and working experience which they use as their advantage. Countries experiencing higher emigration of skilled workers are small low-income countries, while developed countries are best attracting highly skilled immigrants. Expatriates bring many benefits to corporations, but also disadvantages may be observed as well. Without proper and effective managerial support, organizational policies that ultimately encourage assimilation can fail to leverage the unique expatriates' capabilities that can result in a negative impact for organizational performance. Global migration is influenced by push and pull factors which are listed in the tables below.

Push factors of global migration	
Factors	Adopted from
Unemployment Military conflicts Adverse environmental conditions	Baruch (1995)
Corruption Low press freedom Weak standards of integrity for public officials Non-independent judicial systems	Transparency International (2016)
Poor living conditions Violence and armed conflicts in source countries	Meier (2014), PwC (2014)
Lack of economic prosperity Growing gap between rich and poor countries	Sutherland (2013), Puteh <i>et al.</i> (2012), Ernst and Young (2014)
Lack of career-related opportunities Misalignment of skill sets Jobs availability in source countries	Cooke <i>et al.</i> (2014)
Absence of international assignments as a means of leveraging an internal knowledge Lack of networking opportunities and innovation Inadequate level of responsibility Inadequate financial remuneration Inadequate social support	Baruch <i>et al.</i> (2007)
Low perception of workplace safety	Tung and Lazarova (2006)
Discriminative policies towards certain social groups	McPhail <i>et al.</i> (2016)
Higher cost of living (the Balassa–Samuelson effect)	Balassa (1964), Samuelson (1964)
Status inconsistencies	Moeller <i>et al.</i> (2016), Zhang and Peltokorpi (2016)
Cultural distance	Hofstede (2001)

TABLE 1. SOURCE: LATUKHA M., SOYIRI J., SHAGALKINA M., RYSAKOVA L. (2019) "FROM EXPATRIATION TO GLOBAL MIGRATION: THE ROLE OF TALENT MANAGEMENT PRACTICES IN TALENT MIGRATION TO GHANA"

Pull factors of global migration	
Factors	Adopted from
High-quality infrastructure Competitive market conditions Business environment Existing critical mass of talents	Saxenian (2005), Pedersen <i>et al.</i> (2008)
Superior living conditions: climate, cultural environment, safety, health or education services	INSEAD (2017, p. 99)
Opportunities for family (re)unification and	Faini (2007)
Recognizing international qualifications Opportunities for skills and knowledge realization	Papademetriou and Sumption (2013), Baruch (2004)
Less bureaucratic and cumbersome state policies	Yeoh and Eng (2008)
Dynamic transformative environments Presence of other talented professionals	INSEAD (2017), Papademetriou and Sumption (2013)
Respect for diversity	Beechler and Woodward (2009), Ng and Burke (2005)
High returns on human capital investments Professional growth opportunities Higher relative incomes	Baruch (2004)
Governmental programs: favorable immigration packages, citizenship for expatriates	Papademetriou and Sumption (2013), Darkwah (2013)

TABLE 2. SOURCE: LATUKHA M., SOYIRI J., SHAGALKINA M., RYSAKOVA L. (2019) "FROM EXPATRIATION TO GLOBAL MIGRATION: THE ROLE OF TALENT MANAGEMENT PRACTICES IN TALENT MIGRATION TO GHANA"

Expatriate management

The term expatriation is used to describe the process of international transfers of managers working in foreign subsidiaries for a pre-defined period, usually two to five years (Harzing & Ruysseveldt, 2004). The expatriation is already well known as a mobility of highly skilled individuals from developed to developing countries (Baruch et al., 2016; Dowling et al., 2013). Expatriates have been historically regarded as highly skilled employees or employees of higher hierarchical status (in a managerial role) who are going abroad for work for a certain period of time. The concept of expatriation is not new; already in ancient Rome some trading houses used trustworthy representatives to manage distant subsidiaries. Today the role of expatriates in international organizations is more diverse than in ancient times. Expatriate management nowadays is regarded as one of the tools international organizations use to enhance global integration (Barsoux, Evans & Pucik, 2002). According to Perlmutter (1969), there are three basic attitudes to the staffing of foreign operations: ethnocentric (home-country oriented), polycentric (host-country oriented), and geocentric (world-oriented). Which approach to use depends on where the headquarter decide to select the expatriate from. Expatriation is the most expensive staffing strategy for multinational organizations, but still it is a viable method for increasing the organizations' understanding of international operations. Furthermore expatriation is a way for the organizations to develop global competencies that are consistent with the organizations' overall strategic human resource plan. Expatriates will during their assignment period gain intangible skills which are value-added for the home country company (Lee, 2005). The expatriate issue is important for multinational organizations. Expatriates are used to transfer technological knowledge and organizational culture (Graf, 2004). One important determinant of foreign venture success is the organization's ability to transfer its critical capabilities on an international basis. According to Malinowski, Paik and Segaud (2002) the most effective way to transfer these company critical capabilities is through expatriation (Malinowski, Paik & Segaud, 2002). Expatriation is perceived as an attractive method for accumulating foreign markets for many organizations. Successful international assignments increases the organizations' international reputation and profits (Lee, 2005). Training and retaining people for international assignments are an important aspect of global operational efficiency. According to Medich (1995) there are five dimensions of international human resource management

(IHRM) that have impact on expatriate management. The dimensions are: selection, culture, training, adjustment and repatriation. One reason for expatriates to accept international assignments is the expectation to advance in their careers upon return (Medich, 1995).

Expatriate adjustment process

While moving to a foreign country, an expatriate is required to go through an adjustment process, which consists of different phases. Four distinct stages of an expatriate adjustment process can be differentiated: 1. the initial stage (also known as the honey-moon stage), 2. culture shock, 3. adjustment and 4. mastery (Oberg, 1960). The initial stage involves the candidate finding only the positive in his or her new surroundings – essentially, they feel almost like tourists in their new environment, even though they know they will be staying in the respective country for a long time. As such, in this stage an expatriate often has a very positive outlook of both the host country and work culture of their new host office – full integration seems easy and simple (Oberg, 1960; Heher, 2006). The second stage is a culture shock, which varies a great deal depending on the personal attributes of a specific candidate, along with their respective situation in terms of family and prior experience with different cultures (Oberg, 1960). The lack of familiar touchstones in one's new environment often causes significant stress and results in feelings of anxiety, isolation and different interaction issues. This stage is often the point where an expatriate experiences the most adversity, and culture shock usually sows the seeds of the future failure of an expatriation, should one occur. The third stage of adjustment sees the expatriate experience a diminishing amount of the different stressors and issues identified in the above paragraph. Overall, the candidate starts to adjust to the host culture, and their work performance and general happiness starts to increase (Oberg, 1960). The expatriate still experiences smaller culture shocks periodically, but they do not send them off balance to the same degree as before. The final stage, mastery, allows one to utilize their full potential and capabilities both in their work and their personal life, due to them having properly and fully adjusted to the host culture (Oberg, 1960). The new culture does not feel foreign or strange, but an expatriate rather experiences it as their second home. An expatriate effectively sees the positive aspects of his/her new living surroundings, and is happy in his/her environment.

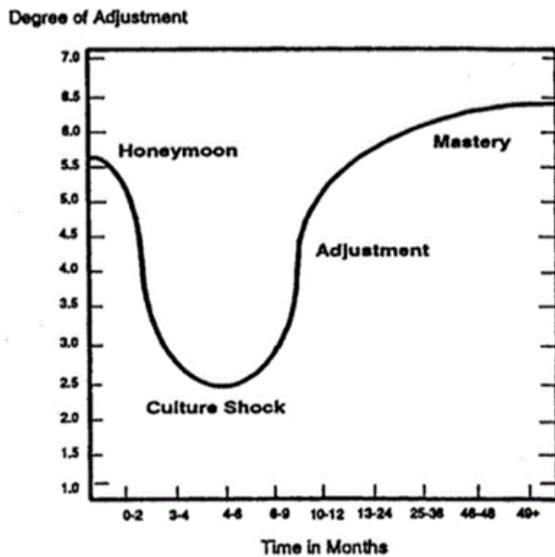


FIGURE 1. U-CURVE MODEL OF CROSS-CULTURAL ADJUSTMENT (OBERG, 1960)

Influence of cross-cultural training on expatriate performance

It has been proved that cross-cultural training help to shorten the time of the expatriate adjustment (each of the U-curve stages) and also can reduce the cultural shock through the process of adjustment. CC Training can especially help expatriates through the first two stages in order to reduce the first shock, stress and anxiety level and adjust faster to the new culture.

The objective of cross-cultural training is to teach members of one culture to interact effectively with members of another culture, and to predispose them to a rapid adjustment to their new positions (Brislin et Pedersen, 1986; Mendenhall et Oddou, 1991). Brislin (1979), a cross-cultural psychologist, identifies three methods of cross-cultural training: cognitive, affective, behavioral. The cognitive method corresponds to a diffusion of information, using conferences or non-participative sessions, on a foreign cultural environment. The affective method aims at provoking individual reactions so the subject can learn to deal with critical cultural incidents. The behavioral method aims at improving participants' capacity to adapt their communication style, and to establish positive relationships with members of another culture.

The objective of cross-cultural training is to teach members of one culture to interact effectively with members of another culture, and to predispose them to a rapid adjustment to their new positions (Brislin et Pedersen, 1986; Mendenhall et Oddou, 1991). Brislin (1979), a cross-cultural psychologist, identifies three methods of cross-cultural training: cognitive, affective, behavioral.

The cognitive method corresponds to a diffusion of information, using conferences or non-participative sessions, on a foreign cultural environment. The affective method aims at provoking individual reactions so the subject can learn to deal with critical cultural incidents. The behavioral method aims at improving participants' capacity to adapt their communication style, and to establish positive relationships with members of another culture. The objective of cross-cultural training is to teach members of one culture to interact effectively with members of another culture, and to predispose them to a rapid adjustment to their new positions (Brislin et Pedersen, 1986; Mendenhall et Oddou, 1991). Brislin (1979), a cross-cultural psychologist, identifies three methods of cross-cultural training: cognitive, affective, behavioral. The cognitive method corresponds to a diffusion of information, using conferences or non-participative sessions, on a foreign cultural environment. The affective method aims at provoking individual reactions so the subject can learn to deal with critical cultural incidents. The behavioral method aims at improving participants' capacity to adapt their communication style, and to establish positive relationships with members of another culture.

The objective of cross-cultural training is to teach members of one culture to interact effectively with members of another culture, and to predispose them to a rapid adjustment to their new positions (Brislin et Pedersen, 1986; Mendenhall et Oddou, 1991). Brislin (1979), a cross-cultural psychologist, identifies three methods of cross-cultural training: cognitive, affective, behavioral. The cognitive method corresponds to a diffusion of information, using conferences or non-participative sessions, on a foreign cultural environment. The affective method aims at provoking individual reactions so the subject can learn to deal with critical cultural incidents. The behavioral method aims at improving participants' capacity to adapt their communication style, and to establish positive relationships with members of another culture. Tung (1981) identifies five different training programs, which she places on a continuum: didactic training (1), culture assimilator (2), language training (3), sensitivity training (4) and field experience (5). She suggests that the training method should be chosen according to the type of assignment and should be contingent to two determinant factors: the degree of similarity between the culture of origin and the host culture (which is a synonym of cultural distance) and the degree of interpersonal interaction between the manager and host country's inhabitants, which would be linked, according to Black et al. (1992) to the role and function of the manager. In conclusion, the different models or cross-

cultural trainings and their content are built around three fundamental variables: the cultural distance between the country of origin and the host country, the manager's level of integration with his environment and the duration of the expatriation. Gertsen (1990) proposes a typology of training methods encompassing four categories. First, she identifies two kinds of training: conventional training, where the information is transmitted through a unidirectional communication, as is the case in schools and universities, and experimental training, where the trainer gets the trainees to participate by simulating real life situations. Then, she identifies two possible orientations: either the training focuses on the notion of culture in general and aims at sensitizing participants to the notion of culture, or it focuses on one specific culture and aims at making participants more competent in that particular culture. According to Gertsen (1990), the combination of these two dimensions reveals four types of training, as represented in Figure 2. In our research, we use those four types of training.

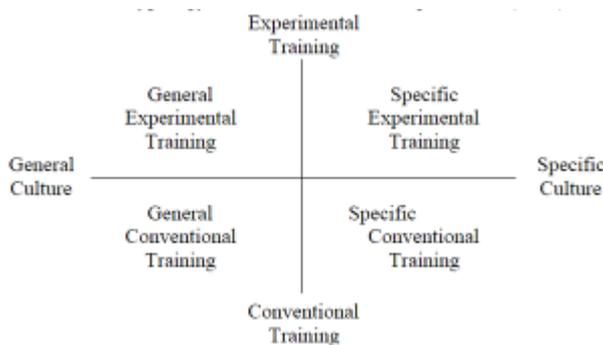


FIGURE 2. GERTSENS TYPOLOGY OF CROSS-CULTURAL TRAINING METHODS

Black and Mendenhall (1990), followed by Black et al. (1991) summarized the literature in the field of cross-cultural training which showed that CCT is associated with 1) feelings of well-being and self-confidence, 2) development of appropriate behaviours in the context of the foreign culture and 3) improvement of the relationships with host country's inhabitants.

The Taiwanese research results indicated that pre-departure English language training facilitates the expatriates' cross-cultural adjustment and the development of their cross-cultural communication skills. These, in turn, impact positively upon their ability to build up a good relationship with the local staff, to reach the goals of their overseas assignments and, consequently, to enhance job related performance. The language ability or fluency proved to be the most important skill for the success of an overseas assignment. This means that mastering the local language is a must

for the expatriates, for it helps them better understand the local culture and have a more positive view of its characteristics.

Cultural memory in business- and every-day lives of expatriates

Lots of expatriates, even if they work abroad for a long period of time and already adopt to foreign culture, customs, foreign business culture, learn language - still have often a feeling of nostalgia and cannot forget their homeland and their heritage. This cultural memory is always in their minds, sometimes more, sometimes less, but it is always present. This cultural memory which they have in their mind when doing business or relaxing in their free time is actually a great springboard for lot of activities, not only free-time related, but also business related. For example, a lot of expats, motivated through the cultural memory about their source country decide to open a restaurant or bar with the traditional food, drinks, ambience, music, interior designed in a style which is specific for some culture. Vienna, as an international city is a perfect example for that. From 1st until 23rd district there is a huge variety of cheap, middle-budget and expensive international places for every budget. There are traditional restaurants and bars with live music from each continent; South and Nord America, Australia, Asia, Africa, all parts of Europe. Turkish habitants, as one of the most numerous group of foreigners are very active in this point; there is a whole palette of various level budget restaurants, from fast food stand with traditional Turkish meals like kebab, durum, falafel till famous Shisha bars where people can relax and listen to Turkish music and experience the culture's spirit and have a feeling that they have dived in some other world. The other bigger foreign minority in Vienna are people from Ex-Yugoslavia (Croatia, Serbia, Bosnia) who are also very active in Viennese gastronomy, but also night life. There are a lot of Croatian fish restaurants which represent Dalmatian Mediterranean kitchen with its typical ingredients like fish, olives, olive oil, figs. Asian and Indian kitchens with their specific customs (like giving all ladies red roses in Indian bars or trying all kind of spices and raw food specific for Asians) are also very present all around Vienna, but also in other international cities like London, Paris, Berlin etc. South American culture is very present all over the world because of its specific musical and dancing activities like salsa, tango, samba, other latino dances which take place daily or weekly and give an amazing opportunity to get insight into latino culture and heritage. All these mentioned

places give an amazing opportunity to experience foreign cultures and learn about them, even though the specific place or country cannot be visited, if there isn't any possibility for that because of financial or some other reasons.

Smaller and more conservative cities are also becoming more flexible and they are meanwhile becoming more international. As an example we can take a city of Zagreb which has very homogenous inhabitants structure, with more than 90 % of Croatian and catholic population, which has though changed in last few years due to globalization, political restructuration like joining European Union, which allows foreign workers to come to Croatia, work and live there permanently, not only for a vacation purposes. Nowadays this city has a nice offer of various international bars, restaurants or pubs where various activities happen, for example some game boards (ex. Australian pub with memory games) can be played.

Besides gastronomic and amusement activities, expatriates often meet each other and organize some meetings with people from their culture, but also a thematic ones which are an amazing opportunity to learn about other cultures, in order to get know people they are surrounded with in their working place, but also in everyday life. One of such groups is for example Internations, a network which connects the expatriates all around the world and gives a possibility to join all types of meetings such as cultural ones, sport activities, after-work, clubbing, learning foreign language etc. Every expatriate can join this network and as a member of this network can organize events and invite other members to join.

LUCIJA MIHOTIC

geboren 1990 in Zagreb (Kroatien), studierte Betriebswirtschaft an der Universität Zagreb, Fakultät für Wirtschaft und an der Wirtschaftsuniversität Wien. Während des Bachelor- und Masterstudiums hat sie als Universitäts Tutorin im Institut Marketing (mit Schwerpunkt Business to Business Marketing und Brand Management) gearbeitet und war in wissenschaftlichen Projekten tätig. Neben dem Studium hat sie zusätzliche Programme Joszef und Master Class CEE Programm im Bereich CEE Management an der WU gemacht, wo sie in verschiedenen Projekten eng mit der Industrie kooperiert hat. Ihre Forschungsschwerpunkte betreffen die KMUs, Familienunternehmen sowie Marketing und Brand Management. Im Moment arbeitet sie an ihrer Dissertation zum Image von Familienunternehmen und dessen Einfluss auf die Nachfolgebereitschaft. Be-

ruflich ist sie derzeit in der Beratungsbranche im Bereich Expatriate Management tätig. Pro Scientia geförderte seit 2018 und dieses Jahr karenziert.

Literatur

- Assmann, Jan (1988a) Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: J.Assmann and T.Hölscher (eds) Kultur und Gedächtnis, pp. 9–19. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Assmann, Jan (1988b) Stein und Zeit. Das »monumentale« Gedächtnis der altägyptischen Kultur. In: J.Assmann and T.Hölscher (eds) Kultur und Gedächtnis, pp. 87–114. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Assmann, Jan (1992) Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck.
- Barsoux, J.-L., Evans, P. & Pucik, V. (2002). The Global Challenge – Frameworks for International Human Resource Management. McGraw-Hill/Irwin: New York
- Baruch, Y., Altman, Y., Tung, T.L., Caligiuri, P. and Bonache, J. (2016), "Career mobility in a global era. advances in managing expatriation and repatriation", *Academy of Management Annals*, Vol. 10 No. 1, pp. 841-889.
- Baruch, Y., Budhwar, P.S. and Khatri, N. (2007), "Brain drain: inclination to stay abroad after studies", *Journal of World Business*, Vol. 42 No. 1, pp. 99-112.
- Bhagwati, J. and Hamada, K. (1974), "The brain drain, international integration of markets for professionals and unemployment: a theoretical analysis", *Journal of Development Economics*, Vol. 1 No. 1, pp. 19-42.
- Black J. S., Gregensen H. B., Mendenhall M., 1992. *Global assignments : successfully expatriating and repatriating international managers*, San Francisco, Jossey-Bass
- Black J. S., Mendenhall M., 1990. *Cross-cultural effectiveness: a review and a theoretical framework for future research*, *Academy of Management Review*, 15, 1, 113-136
- Brislin R. W., 1979. *Orientation programs for cross-cultural preparation*, dans Marsella A. J., Tharp G., Ciborowski T.J. (eds.), *Perspectives on cross-cultural psychology*, 87-304, Orlando, Academic Press.
- Brislin R. W., Petersen, P., 1986. *Cross Cultural Orientation Programs*, New York, The Gartner Press.
- Caligiuri, P. and Bonache, J. (2016), "Evolving and enduring challenges in global mobility", *Journal of World Business*, Vol. 51 No. 1, pp. 127-141.
- Cerdin, J.-L., Diné, M.A. and Brewster, C. (2014), "Qualified immigrants' success: exploring the motivation to migrate and to integrate",

- Journal of International Business Studies, Vol. 45 No. 2, pp. 151-168.
- Collings, D.G. (2014), "Integrating global mobility and global talent management: exploring the challenges and strategic opportunities", *Journal of World Business*, Vol. 49 No. 2, pp. 253-261.
- Dietz, J., Joshi, C., Esses, V., Hamilton, L. and Garbarot, F. (2015), "The skill paradox: Explaining and reducing employment discrimination against skilled immigrants", *International Journal of Human Resource Management*, Vol. 26 No. 10, pp. 1318-1334.
- Dowling, E., Festing, M., Pawan, S., Budhwar, W. and Scullion, H. (2013), "Current issues in international HRM: Alternative forms of assignments, careers and talent management in a global context", *German Journal of Research in Human Resource Management*, Vol. 27 No. 3, pp. 161-166.
- Eapen, A. (2013), "FDI spillover effects in incomplete datasets", *Journal of International Business Studies*, Vol. 44 No. 7, pp. 719-744.
- Gertsen M., 1990. Intercultural competence and expatriates, Oslo Business school.
- Gooderham, P.N. & Nordhaug, O. (2003). *International Management*. Blackwell Publishing Ltd.
- Graf, A. (2004). *Expatriate selection: An empirical study identifying significant skill profiles*. Thunderbird International Business Review. Hoboken: Nov/Dec 2004. Vol. 46, Iss.6; p. 667
- Hajro, A., Pudelko, M. and Gibson, H.A. (2017), "Knowledge exchange processes in multicultural teams: linking organizational diversity climates to teams' effectiveness", *Academy of Management Journal*, Vol. 60 No. 1, pp. 345-372.
- Harzing, A. & Ruysseveldt, J.V. (2004). *International Human Resource Management*. The Cromwell Press Ltd. Great Britain
- Heher, E.C. (2006), "Anticipating the Psychological effects of Expatriate Life", *Workspan*, 49(5), pp. 54-56.
- Kerr, S.P., Kerr, W., Özden, Ç. and Parsons, C. (2017), "High-skilled migration and agglomeration", *Annual Review of Economics*, Vol. 9 No. 1, pp. 201-234.
- Latukha M., Soyiri J., Shagalkina M., Rysakova L. (2019) "From expatriation to global migration: The role of talent management practices in talent migration to Ghana"
- Lee, H.W. (2005). *The factors influencing Expatriates*. *Journal of American Academy of Business*, Cambridge. Hollywood: March 2005. Vol. 6, Iss. 2; pg.273, 6 pgs
- Malinowski, C., Paik, Y. & Segaud, B. (2002). *How to improve repatriation management: Are motivations and expectations congruent between the company and expatriates?* *International Journal of Manpower*. Bradford: 2002. Vol. 23, Iss. 7; pg.635, 16pgs
- Medich, F. H. (1995). *The management of expatriates: Implications for agribusiness*. New York: Jul/Aug 1995. Vol. 11, Iss. 4; p. 383 (7 pages)
- Mellahi, K. and Collings, D. (2010), "Strategic talent management: a review and research agenda", *Human Resource Management Review*, Vol. 19 No. 4, pp. 304-313.
- Rodriguez, J., Fortier T. (2007) *Cultural Memory: Resistance, Faith, and Identity*, University of Texas Press
- Tung, R. L., 1981. *Selection and training of personnel for overseas assignments*, *Columbia Journal of World Business*, 16, 1, 68-78.
- Tung, R.L. (2008a), "Brain circulation, diaspora, and international competitiveness", *European Management Journal*, Vol. 26 No. 5, pp. 298-304.
- Zikic, J. and Richardson, J. (2016), "What happens when you can't be who you are: professional identity at the institutional periphery", *Human Relations*, Vol. 69 No. 1, pp. 139-168.

Christian Mattersberger, Graz
Das Immungedächtnis

Basis eines gesunden Organismus bildet ein gesundes Immunsystem. Trotz immenser Fortschritte in der Wissenschaft gibt es im Verständnis des Immunsystems immer noch viele Unklarheiten. Nichts desto trotz bildet der Eingriff des Menschen in das Immungedächtnis einen der bedeutendsten Schritte und Erfolge in der Medizin. Die Immunologie (lateinisch = frei von Lasten) bildet die Gesamtheit aller Zellen und Zellprodukten (z.B. Humorale Faktoren) die der Abwehr von fremden Erregern dient. Doch nicht nur fremde Erreger sondern auch körpereigene Zellen, sogenannte "entartete Zellen", stellen Zielstrukturen des Immunsystems dar. Basis dieser Fähigkeit bildet somit eine Balance zwischen Angriffslust und Angriffshemmung. Dieses Prinzip von Abwehr und Toleranz bildet den Ausgangspunkt zwischen einem funktionierenden Immunsystem und der Entstehung von Allergien und Autoimmunerkrankungen bzw. Immundefiziten. Die Leistung unseres Immunsystems beruht damit nur zu einem gewissen Teil auf einer angeborenen Funktion. Der restliche Teil des Immunsystems entwickelt sich nach der Geburt und passt sich den Herausforderungen des Lebens an. Das Immunsystem lernt somit aus Erfahrungen, abgespeichert im Immungedächtnis. Diesbezüglich wird in der Medizin zwischen einem "angeborenem" und einem "erworbenen" oder auch "unspezifisch" und "spezifischen" Immunsystem unterschieden. Dieser Lernprozess bildet evolutionär eine wichtige Besonderheit. Die steigende Anzahl an Allergien lässt sich, nach aktuellem Wissen, auf mangelnde Stimulation des Immunsystems durch bakterielle Bestandteile, Infektionserreger oder diverse mikrobielle Standortflora zurückführen.¹

Die Erwerbung unseres Immungedächtnisses ist bis heute nicht zur Gänze geklärt. Bekannt ist, dass unser Immunsystem nicht nur zwischen körpereigenen und körperfremden, sondern auch zwischen potentiell gefährlich und nicht gefährlich unterscheiden kann. Die dazu notwendigen Rezeptoren, wie der "Toll-like-receptor" oder der Mustererkennungszusatzrezeptor (*pattern-recognition-receptors*) oder auch bestimmte Signalketten (Hitzeschockproteine und Interferon-alpha) spielen dabei eine maßgebliche Rolle. Zum Aufbau unseres Immungedächtnisses ist ein Kontakt mit dem Erreger notwendig. Dieses Phänomen der

Immunisierung führt dazu, dass neuerlich durchgemachte Erkrankungen kürzer, schwächer oder gar nicht bemerkbar werden.

Die Komplexität dieses Bereiches der Medizin zeigt sich bereits durch die große Anzahl an diversen Zellen, die eine wichtige Rolle spielen.

Einteilung des Immunsystems

Unspezifisches (angeborenes) Immunsystem:
<i>Zelluläre Bestandteile:</i> Makrophagen, Dendritische Zellen, Neutrophile Granulozyten und Monozyten, Basophile und Eosinophile Granulozyten, Mastzellen, Natürliche Killerzellen
<i>Humorale Bestandteile:</i> Zytokine (IL1, IL6, TNF Alpha), Akutphasen Proteine, Defensine, INF Alpha
Spezifisches Immunsystem:
<i>Zelluläre Bestandteile:</i> T-Zellen und B-Zellen
<i>Humorale Bestandteile:</i> Antikörper

Damit ein Immungedächtnis zustande kommt, ist ein Zusammenspiel zwischen angeborenem und erworbenem Immunsystem notwendig. Im Gegensatz zum unspezifischen Immunsystem, dessen Ausgangspunkt und Reifung sich im Knochenmark des Menschen befindet, entwickelt sich das spezifische Immunsystem im sogenannten sekundären lymphatischen Gewebe (Lymphknoten, Milz und Schleimhaut assoziiertes Lymphgewebe). Ein Teil dieser Zellen (B-Zellen) reifen ebenfalls im Knochenmark. Der Immunisierungsprozess, und damit der Lernprozess für das Immungedächtnis, erfolgt in 4 Schritten.

1. Schritt: Prozessierung: Infolge des Eindringens fremder Erreger durch unsere Hautbarriere, kommt es zur Aktivierung des unspezifischen Immunsystems. Gewisse Zellen (Dendritische Zellen), sind in der Lage, nicht nur den Gegner ab-

zutöten, sondern ihn auch zu prozessieren (Protein Umgestaltung) um im Anschluss daran, die prozessierten Bestandteile zu den nächstgelegenen Lymphknoten zu transportieren.

2. Schritt: Antigenpräsentation: Im Lymphknoten werden anschließend diese prozessierten Bestandteile an der Oberfläche von antigenpräsentierenden Zellen gebunden und dort präsentiert.

3. Schritt: Aktivierung: Antigenpräsentierende Zellen aktivieren T Zellen und dadurch beginnt eine Kaskade von Reaktionen, welche die Entwicklung von Plasmazellen bewirkt. Infolge dessen sind Plasmazellen in der Lage, speziell gegen den Eindringling, gerichtete Antikörper zu erzeugen.

4. Schritt: Antigeneliminierung: Die zirkulierenden Antikörper binden an der Oberfläche des Erregers und führen dabei einerseits zu einer Bewegungshemmung (Agglutination mehrerer Bakterien) aber auch zu einer direkten Schädigung des Bakteriums. Nach einem Antikörper Antigenkontakt kommt es zur weiteren Immunaktivierung sowie der sogenannten Opsonisierung („schmackhaft machen“) des Gegners für die eigenen Fresszellen. Diese Antikörper können auch im Falle eines viralen Infektes intrazellulär wirken.

Wie in den 4 Schritten ersichtlich, ist ein Lernprozess nur infolge einer koordinierten Zusammenarbeit zwischen spezifischen und unspezifischen Zellen möglich. Durch diesen Lernprozess kann eine langanhaltende Immunität gegenüber einem gewissen Erreger möglich sein.

Kommt es nun in Laufe des Lebens zu einem neuerlichen Kontakt mit dem geimpften Erreger, so erkennen die Immunzellen, mittels des Immungedächtnisses, das Antigen und bewirken, dass sich einerseits Lymphozyten zu Plasmazellen differenzieren um anschließend Antikörper zu produzieren und andererseits Lymphozyten zu T-Lymphozyten und Natürliche Killerzellen differenzieren, um eine vorzeitige Bekämpfung des Erregers möglich zu machen.(2) Folglich ist eine neuerliche Erkrankung unwahrscheinlicher.

Die Bildung der Antikörper ermöglicht dem Immunsystem, eine speziell gegen die Oberfläche des Eindringlings, gerichtete „Waffe“ zu bilden. Diese, von aktivierten Plasmazellen produzierten Proteine, bestehen aus verschiedenen Komponenten. Antikörper bestehen aus zwei leichten sowie zwei schweren Ketten (L- Kette = light chains: H- Ketten = Heavy chains). Chemisch betrachtet, ist auch eine weitere Aufspaltung in einen Fc und Fab Teil sinnvoll. Wobei die Fc Komponente (Crystallizable Fragment) Immunzellen bindet und die Fab Komponente dagegen die Aufgabe besitzt Antigen zu binden.

Antikörper bilden somit eine zentrale Rolle des Immungedächtnisses. Diese können in verschiedene Klassen unterteilt werden:

- Ig A = Immunglobulin A:
 - Findet sich an Schleimhäuten und in Körperflüssigkeiten
 - Bedeutend für den sog. Nestschutz
- Ig M = Immunglobulin M:
 - Größtes Immunglobulin und damit nicht mehr Plazenta oder Milchgangsgängig
 - Findet sich im Blut sowie an der Oberfläche von Plasmazellen
 - Hat 10 Bindungsstellen für Eindringlinge und aktiviert damit stark das Komplement System
- Ig G = Immunglobulin G:
 - Findet sich im Blut sowie an der Oberfläche von Plasmazellen
 - Klassenswitch aus Ig M Antikörpern = Zeichen eines Langzeitschutzes
 - Ist Plazentagängig und damit für den heranwachsenden Fötus wichtig
 - Rhesusinkompatibilität
- Ig D = Immunglobulin D:
 - Aufgabe ist derzeitiger Forschungsgegenstand
- Ig E = Immunglobulin E

Bereits dieser Bereich des Immungedächtnisses verschafft der modernen Medizin wichtige Therapie- und Diagnostikmöglichkeiten. Der laborchemische Nachweis von Ig M Antikörpern deutet auf eine akut statt findende Infektionen durch einen spezifischen Erreger hin. Dagegen weißt der laborchemische Nachweis von Ig G Antikörpern auf eine bereits durchgemachte Infektion bzw. eine Immunisierung gegen diesen Erreger.

Die Kenntnis des Antikörper Systems ist besonders bedeutend für den Bereich der Bluttransfusion. Inkompatibilitäten des ABO Systems können zu lebensbedrohlichen Folgenercheinungen führen. Auch die Rhesusinkompatibilität hat eine wichtige Bedeutung nach der Geburt eines Rhesus positiven Neugeborenen auf eine Rhesus negative Mutter. Infolge einer Kontamination von Blut, während der Geburt, kann es in Falle einer zuvor genannten Konstellation zu einer Immunisierung der Mutter kommen. Folglich ist eine Komplikation bei der nächsten Geburt, mit der selbigen Rhesuskonstellation, möglich. Auch für ein Neugeborenes kann es infolge einer Inkompatibilität der Antikörper mit dem eignen Blut, nach der Geburt, zu gefährlichen Komplikationen kommen. Der sogenannte „Morbus haemolyticus neonatorum“ zeigt sich durch eine zunehmenden Blässe und Atemnot des Neugeborenen, infolge

einer Hämolyse (Auflösen der Erythrozyten).

Durch dieses Wissen sind wir in der modernen Medizin in der Lage, erregerspezifische Auffälligkeiten zu bestimmen. Jede Zellart besitzt eine spezielle Aufgabe, sodass infolge eines Zellanstieges im Blut eine Ursacheneinschätzung möglich ist. Eine sichere Differenzierung zwischen einer bakteriellen und einer viralen Infektion zwar noch nicht mit Sicherheit möglich jedoch kann dieser Effekt genutzt werden die Antibiotika Anwendungen zu reduzieren und damit möglichen Resistenzen entgegen zu wirken. Dieser Effekt wird häufig zur Antibiotika Verschreibung genutzt.

Das Wissen über das Immungedächtnis ist für die Medizin von großer Bedeutung. Die moderne Medizin nutzt den Prozess der Immungedächtnisbildung ebenfalls in Form von Impfungen. Den Grundbaustein des Thema Impfens und damit der Immunisierung entstand bereits im 17. Jahrhundert. **Edward Anthony Jenner**, ein englischer Landarzt, experimentierte mit dem Zusammenhang zwischen dem Auftreten von Melkernoten und dem unterschiedlichen Verlauf der Pockenerkrankung. Als Melkernoten oder auch Pseudokuhpocken wird eine benigne Viruserkrankung bezeichnet, die durch das Parapoxvirus bovis ausgelöst wird. Dabei entstehen nach Kontakt mit erkrankten Kühen charakteristische, schmerzlose Papeln an den Händen des Patienten. Diese Erkenntnis hatte weitreichende Auswirkungen. Jenner legte damit die Grundbausteine für Impfung. Die ersten Impfungen in Europa wurden durch den Arzt *Jean de Carro*, im Jahre 1799, durchgeführt. Bereits 1810 wurde dadurch die Impfung gegen Menschenpocken zur Pflicht. Damit wurde die erste Impfung flächendeckend durchgeführt. Die Pockenerkrankung, gekennzeichnet durch eine hohe Infektiosität und Mortalität, wurde damit in den Jahr 1980 weltweit ausgerottet.

Prinzipiell können Impfungen unterteilt werden in eine aktive und passive Immunisierung. Aktiv Impfungen können im Weiteren in Lebend- und Totimpfstoffe unterteilt werden. Lebendimpfstoffe enthalten abgeschwächte, noch vermehrungsfähige Erreger. Dagegen befinden sich in Totimpfstoffen abgetötete Teilbestandteile eines Erregers. Bei einer aktiv Impfung muss damit das Immunsystem aktiv in den Prozess eingreifen. Das bedeutet, dass das Immunsystem durch einen Ablauf von komplexen Reaktionen sich mit dem Erreger auseinandersetzt und dabei eine Anpassung, "aktives lernen", stattfindet. Die dabei entwickelnden speziellen Immunzellen sind dadurch in der Lage, bei einem neuerlichen Auftreten einer Infektion, schneller reagieren zu

können und damit häufig eine Reinfektion verhindern. Damit simuliert und indiziert der Mensch einen Lernprozess für das Immungedächtnis. Vorteil eines Lebendimpfstoffen ist damit, die teilweise eine lebenslange anhaltende Immunität. Dem gegenüber benötigen Aktivimpfstoffe immer einen gewissen Zeitraum bis eine Immunität vorhanden ist und können somit nicht als Postexpositionsprophylaxe angewandt werden. Des Weiteren haben Lebendimpfstoffe den Nachteil, dass sie, glücklicherweise sehr selten, mit Komplikationen verbunden sein können. Totimpfstoffe gelten als sehr sicher, bieten jedoch in der Regel keinen lebenslangen Schutz und müssen in regelmäßigen Abständen aufgefrischt werden. Passiv Immunisierungen, sind im Gegensatz zu aktiv Immunisierungen, reine Antikörper, die zu keiner Langzeitimmunität führen können. Diese Möglichkeit birgt den Vorteil der schnellen Verfügbarkeit der Wirkung. Das bedeutet, dass passive Immunisierungen als Postexpositionsprophylaxe eine Anwendung finden. Nachteilig dabei sind die fehlende Immunisierung und der damit verbundene Wirkungsverlust beim Abbau der Antikörper sowie hohe Kosten. Impfungen können bereits in sehr jungen Jahren verabreicht werden. Totimpfstoffe benötigen im Gegensatz zur Lebendimpfungen keinen Impfabstand.(3)

Problematisch ist derzeit der Umgang mit einer Immunisierung in der Schwangerschaft. Nach aktuellen Empfehlungen sollte eine Immunisierung vor der geplanten Schwangerschaft erfolgen. Eine aktive Impfung einer Schwangeren wird abgeraten, obwohl derzeit noch kein Nachweis für eine potentielle Schädigung der Patientin und des Embryos bzw. Fötus besteht.(4) Der Vorteil einer durch den Menschen induzierten Immunisierung bildet der Immunitätseffekt ohne die dabei potentiell möglichen gefährlichen Komplikationen auszulösen, welche im Falle einer "echten" Infektion der Fall wäre. (siehe Graphik 1, Seite 62)

Infolge des Erfolges der künstlichen Immunisierung ist es der modernen Medizin gelungen, Infektionskrankheiten auszulöschen (z.B. Pocken). Die moderne medizinische Forschung sorgt für Entdeckungen, die unser Wissen über das Immungedächtnis und dessen Manipulationsmöglichkeiten verbessern. Aktuelle Veröffentlichungen von Forschungsergebnissen, über die Erfolge von HPV Impfungen, lassen aufhorchen. Dass Viren Auslöser von tumorösen Erkrankungen sind ist bereits bekannt. Ebenfalls bekannt ist dass gewisse HPV Subtypen Auslöser des Muttermundkarzinoms sein können. Aktuelle Forschungsergebnisse zeigen, dass die HPV Impfung eine massive Reduktion der Tumor Fallzahl be-

wirken können.⁵ Ziel der Medizin ist eine Reduktion von gefährlichen Infektionen und deren Komplikationen und dabei spielt das Wissen über das Immungedächtnis eine bedeutende Rolle.⁽⁵⁾

ABB. 1 BESCHREIBT DAS AUFTRETEN VON KOMPLIKATIONEN IM FALLE EINER INFektion UND EINER IMPFUNG

MMR-Kombinationsimpfung – Masern		HARDING-ZENTRUM FÜR RISIKOKOMPETENZ	
Zahlen für Menschen, die im Kindesalter entweder die vollständige MMR-Impfung erhielten oder nicht erhielten, im Falle eines Kontaktes mit dem Masernvirus im späteren Leben.			
	10.000 ungeimpfte Menschen bei Kontakt mit dem Masernvirus	10.000 geimpfte Menschen bei Kontakt mit dem Masernvirus	
Nutzen*/**			
Wie viele Menschen erkranken an Masern?	9.310	93-745	
Wie viele Menschen leiden an Fieber durch Masern?	9.124	91-730	
Wie viele Menschen leiden an einer Lungenentzündung durch Masern?	93-559	1-45	
Wie viele Menschen leiden an einer Entzündung des Gehirns (Enzephalitis) durch Masern?	5-9	0-1	
Wie viele Menschen sterben durch Masern?	9-28	0-2	
Schaden***			
Wie viele Kinder leiden durch die Impfung an Blutplättchenmangel (Thrombozytopenie)?	-	0-1	
Wie viele Kinder leiden durch die Impfung an Fieberkrämpfen?	-	2-16	
*Als Kombinationsimpfung bietet sie zudem Schutz vor Mumps und Röteln (MMR). ** Zahlen beim Nutzen basieren auf Modellrechnungen. ***Rötungen, Schwellungen oder Schmerzen an der Einstichstelle aufgrund der MMR-Kombinationsimpfung sind möglich.			
Kurzzusammenfassung: Im Falle eines Kontakts mit dem Masernvirus kann die Impfung vor einer Infektion oder vor einem schweren Verlauf bei einer Infektion trotz Impfung schützen. Impfbedingte Rötungen, Schwellungen oder Schmerzen an der Einstichstelle sind möglich, schwerwiegende Reaktionen aber sehr selten.			
Quellen: [1] Demicheli et al. <i>Cochrane Database Syst Rev</i> 2012;2:CD004407. [2] Doerr & Gerlich. Georg Thieme 2010. [3] Plotkin et al. <i>Vaccines</i> . 6 ed: Saunders 2012. [4] RKI (ed.). <i>RKI-Ratgeber für Ärzte: Masern</i> . 2014. [5] Wichmann & Ullrich. <i>Bundesgesundheitsbl Gesundheitsforsch Gesundheitsber 2013</i> ;56(9):1260-9. [6] Friese K et al. (ed.). <i>Infektionskrankheiten der Schwangeren und des Neugeborenen</i> . Springer 2013. [7] Quast & Stück. <i>Ärzte Merkblatt</i> 2002. [8] Black et al. <i>BUCP</i> 2003;55(1):107-11. [9] Patja et al. <i>Pediatrics</i> 2001;107(2):e27. [10] Vestergaard et al. <i>JAMA</i> 2004;292(3):351-7. [11] Wilson et al. <i>PLoS One</i> 2011;6(12):e27897.			
Letztes Update: April 2016		www.harding-center.mpg.de/de/faktenboxen	

CHRISTIAN MATTERSBERGER

geboren 1988, in Lienz Osttirol, studierte Humanmedizin an der Medizinischen Universität Graz. Während des Studiums hat er als Demonstrator für Anatomie an dem anatomischen Institut der Medizinischen Universität Graz gearbeitet und war dort für Lehre und Forschung zuständig. Im Rahmen dessen hat er sich dabei an wissenschaftlichen Projekten beteiligt. Nach dem Studium begann er seinen PhD auf dem neonatologischen Institut der Medizinischen Universität Graz mit der Thematik der zerebralen Sauerstoffversorgung von Neugeborenen. Momentan arbeitet er an seiner Dissertation über den Einfluss des Metabolismus auf die Sauerstoffversorgung von Neugeborenen unmittelbar nach der Geburt. Beruflich absolviert er derzeit die Basisausbildung im BKH Lienz. PRO SCIENTIA Geförderter seit 2016.

- (1) Herbert Renz-Polster, Steffen Kratzig, Basislehrbuch Innere Medizin, Elsevier Urban und Fischer, Seite 356, 4. Auflage Ausgabe 2008, ISBN 987-3-437-41055-0
- (2) A. F. Ochsenbein, D. D. Pinschewer, S. Sierro, E. Horvath, H. Hengartner, R. M. Zinkernagel: Protective long-term antibody memory by antigen-driven and T help-dependent differentiation of long-lived memory B cells to short-lived plasma cells independent of secondary lymphoid organs. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences*. Band 97, Nummer 24, November 2000, S. 13263-13268, doi:10.1073/pnas.230417497, PMID 11069289, PMC 27213
- (3) Harald H. Kessler; Impfungen Alles, was man wissen muss; Medizinische Universität Graz 2014
- (4) <https://www.harding-center.mpg.de/de/faktenboxen/impfungen/mmr-kombinationsimpfung-masern>
- (5) T. Luostarinen; D. Apter, J. Dillner; Vaccination protects against invasive HPV-associated cancers: <https://doi.org/10.1002/ijc.31231>; dec 2017

Graustich

Entropie im Feuer der Ewigkeit.
Und die Steine brennen
rauch!

Zarte Seen
unter tiefblauen Seelen
Ein Baum.

Ausgehende Anrufe gehen ein
in meine verstreuten Stunden
rieselt der Sand der Jahre.

Farben ertragen
still.

Grau in Grau
Stehen Herr und Frau
am Grabstein
verwitwetes Leben.

(Christin Figl)

